

Lehre und Wehre.

Jahrgang 37.

Juli 1891.

No. 7.

Ein treffliches Bekenntniß Dr. Ruperti's.

Dr. Ruperti, seit Kurzem Generalsuperintendent für Holstein, hat sich öffentlich zur christlichen Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift bekannt. Es macht uns um so größere Freude, dies melden zu können, als wir bisher von landeskirchlichen Würdenträgern meistens nur Verleugnung der Wahrheit zu berichten hatten. Doch gehen wir etwas näher auf die bezüglichen Thatsachen ein.

Für den 7. und 8. Juli d. J. war eine theologische Conferenz in Kiel ausgeschrieben und die Einladung zu derselben von den Generalsuperintendenten Dr. Raftan und Dr. Ruperti unterzeichnet worden. Für diese Conferenz hatte der Propst Rier in Tondern ohne Vorwissen Dr. Ruperti's die folgenden Thesen gestellt und veröffentlicht:

Die heilige Schrift bleibt dem Christen Gottes Wort, auch wenn er die Inspirationslehre hat aufgeben müssen.

1. Die heilige Schrift ist von den Vätern unsrer Kirche als inspirirt, von Gott eingegeben, irrtumslos und unfehlbar, und in diesem Sinne Gottes Wort, aus der alten Kirche übernommen worden.

2. Diese Ansicht von der Schrift wurde später, als vor Allem die Kirchenlehre Glaubensobjekt wurde, zu einer kunstvollen Theorie über die Inspiration ausgearbeitet, einer Theorie, welche dazu dienen sollte, der reinen Lehre gegenüber den Papisten und Schwärmern ein völlig sicheres Fundament zu geben.

3. Die Inspirationstheorie der altorthodoxen Dogmatik ist längst aufgegeben. Aber auch die unreflectirte Anschauung des Alterthums von der Inspiration des heiligen Buchs, zu welcher viele zurückkehren möchten, läßt sich nicht halten. Denn daß die Bibel ein menschliches Buch ist, auch mit den Mängeln und Fehlern behaftet, welche allen menschlichen Werken anhangen, ist nachgewiesen, nicht durch die Angriffe des Unglaubens gegen Gottes Wort, sondern durch die vom Protestantismus hervorgebrachte und demselben völlig unentbehrliche historisch-kritische Wissenschaft von der Bibel.

4. Diese Erkenntniß stellt an den Christen, vor allem an den Diener der Kirche, schwere Fragen und bringt viele Kämpfe und Nöthe.

5. In solchen Nöthen tröstet nicht die Thatsache, daß die Bibel, ob auch voller Fehler, dennoch das einflußreichste, wohlthätigste Buch der Welt, das „Buch der Bücher“ ist und bleibt; der Christ bedarf vielmehr der Autorität von Gottes Wort.

6. Die heilige Schrift bleibt dem Christen, auch wenn nicht als Buch inspirirt, Urkunde der Heilsgeschichte, Denkmal der Offenbarungen Gottes, Wort Gottes durch die Apostel und Propheten für alle und an alle, die auf Erden wohnen.

7. Sie erweist sich als das Wort Gottes durch die Kraft Gottes selig zu machen, welche dem in ihr enthaltenen und durch sie allein vermittelten Evangelium von Christo innewohnt, eine Kraft Gottes, welche erfahren wird zu seiner Zeit von denen, die aus der Wahrheit sind, erfahren wird auch an jeglichem Wort, welches dem HErrn im Herzen Raum schafft, oder die Gläubigen erleuchtet, antreibt und kräftigt, dem HErrn in seinem Reiche zu dienen, daß er bei ihm bleiben kann hier zeitlich und dort ewiglich.

8. Solcher Glaube kann nicht erschüttert werden durch die Erkenntniß, daß es Gott nicht gefallen hat, seine Zeugen übernatürlich irrthumslos reden und schreiben zu lassen. Kämpfe und Nöthe kommen auch anderswoher; wir sollen sie mit Gott bestehen. Unverdunkelt und unüberwindlich bleibt der in der Schrift offenbarte HErr Jesus Christus. Er ist unsere Zuflucht.

9. Auf die Frage, wie weit die Neuerung soll vor die Gemeinde gebracht werden, antworte ich vorläufig, in der Literatur: ja, auf der Kanzel: nein, im Confirmandenunterricht: ja.

In diesen Rier'schen Thesen kommt — wenn auch etwas offener, als gewöhnlich — der Standpunkt der modernen „lutherischen“ Theologie zum Ausdruck. Rier leugnet die Inspiration schlechtweg. Er sagt: Die heilige Schrift als solche, oder die Bibel als Buch, ist nicht inspirirt. Die Inspirationslehre sowohl des 16. Jahrhunderts, als die der Dogmatiker, als auch die der Kirchenväter ist aufzugeben.¹⁾ Positiv erklärt dann Rier: „Die Bibel ist ein menschliches Buch“ und „mit den Mängeln und Fehlern behaftet, welche allen menschlichen Werken anhängen“, ja, „voller Fehler.“ Das hat die „historisch-kritische Wissenschaft von der Bibel“ erwiesen. Trotzdem Rier hiernach so gründlich wie möglich mit der Lehre, daß die heilige Schrift Gottes Wort sei, ausgeräumt hat, stellt er dennoch

1) Uebrigens ist es historisch unrichtig, von dreierlei Inspirationslehren der Kirchenväter, des 16. Jahrhunderts und der lutherischen Dogmatiker zu reden. Kirchenväter, Luther und ein Duenstedt stimmen in der Lehre von der Inspiration sachlich durchaus überein. Daß erst die lutherischen Dogmatiker „eine künstliche Theorie von der Inspiration“ ausgebildet hätten, ist eine Behauptung, die ein wissenschaftlicher Theologe dem andern gedankenlos nachschreibt.

die Behauptung auf: „die heilige Schrift bleibe dem Christen Gottes Wort“. Es fehlen die Worte, um die Zumuthung, die hier allen vernünftigen Menschen gestellt wird, genügend zu charakterisiren. In den Rier'schen Thesen wird Gott und Menschen förmlich Hohn gesprochen. Gott wird Hohn gesprochen: denn der majestätische Gott vom Himmel sagt von der heiligen Schrift: „von Gott eingegeben“ (2 Tim. 3, 16.) und: „die Schrift kann doch nicht gebrochen werden“ (Joh. 10, 35.). Propst Rier in Tondern aber sagt von der Schrift: „nicht von Gott eingegeben“, „ein menschliches Buch“, „voller Fehler“. Die Menschen werden in den Rier'schen Thesen schier verhöhnt: Jeder vernünftige Mensch nämlich erkennt: Wird die Inspirationslehre aufgegeben, ist die Schrift nicht inspirirt, und zwar nach allen Worten, aus denen sie besteht: so ist die Schrift weder für die Christen, noch für irgend einen andern Menschen Gottes Wort. Die heilige Schrift ist Gottes Wort nur durch die Inspiration. Propst Rier dagegen sagt: Wenn auch die heilige Schrift „nicht inspirirt“, sondern ein „menschliches Buch“ und „voller Fehler“ ist, so bleibt dennoch die heilige Schrift dem Christen Gottes Wort. Wahrlich, Leute, die sich im Namen der „Wissenschaft“ ein solches Attentat auf die edle Gabe des Menschenverstandes erlauben, sollte man schon aus diesem Grunde nicht hören, sondern energisch zur Ruhe verweisen. Doch, Rier hat auch in dieser Beziehung in den gefeierteften lutherischen Theologen der Gegenwart Vorgänger. Haben doch auch diese behauptet, daß durch die Leugnung der Inspiration der heiligen Schrift das protestantische Schriftprincip nicht alterirt werde.¹⁾

Die Rier'schen Thesen haben denn auch im Lager der modernen „orthodoxen“ lutherischen Theologen alsbald warme Vertheidiger gefunden. Eine Vertheidigung dieser Thesen liegt uns in der „Hannoverschen Pastoral-Correspondenz“ vor, deren Redacteur gegenwärtig Dr. C. F. Wynken, Pastor zu Edesheim, ist, ein Mann, der sich bemüht, in der allerschwersten Rüstung moderner theologischer „Wissenschaft“ einherzuwandeln. Dr. Wynken nämlich setzt den „Kropper Kirchlichen Anzeiger“, welcher die Rier'schen Thesen mit Recht „Einen Vorschlag zur Abschaffung des Christenthums in Schleswig-Holstein“ nannte und einen allgemeinen Protest gegen dieselben forderte, also zurecht: „Man muß das wirklich recht ‚ein Eifern mit Unverstand‘ nennen. Und das ist noch die günstigste Bezeichnung, denn von einem aufrichtigen Trieb, die Wahrheit zu erkennen, ist in dieser blinden, ja, stockblinden Agitation nichts zu erkennen. Und das Schlimmste ist wieder, daß es nichts als trauriger Glaubensmangel ist, der hier so laut das Wort führt und sich die Maske der Glaubensstärke vorhängt. Wir müssen dem lieben Gott ja für nichts so sehr danken, als daß Er es in der Zeit der Reformation nicht dazu hat kommen lassen, daß die Inspirationslehre als Dogma in die symbolischen

1) So z. B. Kahnis, Der innere Gang etc. 2. Aufl. S. 241.

Bücher aufgenommen ist, sondern nur als ziemlich unreflectirte Voraussetzung für die Begründung des Dogma, das heißt, des eigentlichen Glaubensinhaltes. Denn dies allein läßt in unserer Zeit der Krisis die Möglichkeit offen, zu einer entsprechenden, dem Inhalte nach ‚orthodoxen‘ Fortbildung der evangelischen und lutherischen Dogmatik ohne Bruch zu gelangen. Und dazu wolle der liebe Gott uns helfen, trotz dem ‚Kropper Kirchlichen Anzeiger‘ und derer, die in sein Geschrei einstimmen. Denn das ist Geschrei. Die Liebe, der Glaube und die Hoffnung reden anders.“ So Pastor Dr. C. F. Wyneken als Redacteur der „Hannoverschen Pastoral-Correspondenz“ und somit als Wortführer der orthodoxesten Lutheraner innerhalb der hannoverschen Landeskirche. Dr. Wyneken überbietet noch den Propst Kier. Nach Wyneken offenbaren die Christen einen „traurigen Glaubensmangel“, wenn sie sich nicht das Fundament ihres Glaubens, das inspirirte Wort Gottes, unter den Füßen wegziehen lassen wollen. Glaubensstark wäre nach Dr. Wyneken also der Mensch, welcher allerlei glaubt, ohne dafür die Gewähr des objectiven inspirirten Wortes Gottes zu haben. Bisher hat man in der christlichen Kirche immer gemeint, daß christlicher Glaube und inspirirtes Wort Gottes als Correlata zusammen gehören. So läuft die Zeugnung der Inspiration der heiligen Schrift naturgemäß auf reine Verstandes- oder Gefühlschwärmerei hinaus. Ja, der Redacteur der Pastoral-Correspondenz hält die Inspiration der heiligen Schrift für ein überaus schreckliches Ding. Dankt er doch Gott dafür, daß in den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche keine Lehre von der Inspiration bekannt sei! Wir glauben kaum, daß es bei Dr. Wyneken mit dem Danken für das Fehlen der Inspirationslehre im lutherischen Bekenntniß ernstlich gemeint sei. Wäre dies dennoch der Fall, so läge dem Danken eine fast unbegreifliche Verblendung und der größte Unverstand zu Grunde. Dr. Wyneken dankte dann erstlich Gott dafür, daß das lutherische Bekenntniß ihm nicht wehre, das Fundament des christlichen Glaubens zu leugnen. Sodann beruhte der Dank auf einem sachlichen Irrthum. Wohl findet sich im lutherischen Bekenntniß kein besonderer Artikel über die Inspiration der heiligen Schrift. Aber diese Inspiration der Schrift ist in einer solchen Weise in unserem Bekenntniß vorausgesetzt, daß dadurch die Inspirationslehre um so bestimmter bekannt wird. Nennt doch unser Bekenntniß in den bekannten Stellen der Augsburgerischen Confession und der Apologie¹⁾ die Worte der Schrift schlechthin die Worte des Heiligen Geistes!

Doch lassen wir jetzt Kier, Wyneken und Gesinnungsgenossen fahren. Wir sind hier nur deshalb noch mit einigen Worten auf die Aussprachen von Kier und Wyneken eingegangen, um den Gegensatz deutlicher in's Licht treten zu lassen, in welchem Dr. Ruperti nach seiner Erklärung zu diesen

1) Vgl. die Citate bei Baier, ed. Walther, Proleg. II, p. 96.

Männern und allen Leugnern der Inspirationslehre steht. Die von Dr. Ruperti veröffentlichte Erklärung lautet also:

„Die von dem Herrn Propsten Rier veröffentlichten Thesen über die Inspiration der heiligen Schrift, die mir erst vor einigen Tagen auf meiner Visitationstreise zu Gesichte kamen, lange nachdem ich die Einladung zu der sogenannten theologischen Conferenz unterschrieben hatte, haben in weiten Kreisen unsers lutherischen Volkes eine tiefgehende Beunruhigung hervorgerufen und mir die Ueberzeugung gegeben, daß der Boden, auf dem meine christliche Ueberzeugung und meine amtliche Stellung ruht, ein ganz anderer ist, als der einer Conferenz, auf dem solche Thesen discutirbar sind. Ich bin deshalb sofort aus dem Vorstande der Conferenz ausgetreten und habe mich von ihr losgesagt.

„Für mich ist die heilige Schrift das von dem Heiligen Geist gewirkte Wort Gottes, nicht ‚von Fleisch und Blut geoffenbaret, sondern von Gott eingegeben‘. Auf ihr ruht unsre evangelisch-lutherische Kirche mit ihrem Bekenntniß und unter Lutheranern sollte an diesem Fundamente unsrer Kirche nicht gerüttelt werden können. Die Hypothesen einer oft so falsche Wege gehenden sogenannten wissenschaftlichen Kritik, welche in sich selbst so uneins ist, hat mich in diesem meinem alten Glauben nicht erschüttern und noch keinen Punkt in demselben entkräften können.

„Ich bin über die Thesen umsomehr betrübt, als sie von einem mir persönlich so hoch geachteten Manne kommen, gegen den reden zu müssen mir weh thut. Aber der Umstand, daß mein Name unter der Einladung zu der Conferenz das Mißverständniß erregen kann, als ob ich um die Thesen gewußt und mit ihrer Tendenz einverstanden sei, zwingt mich, diese Erklärung abzugeben. Gott helfe unserm lutherischen Volke, fest und treu bei seiner alten Bibel zu bleiben, in welcher wir das ewige Leben haben!

Riel, den 23. Juni 1891.

D. Ruperti,

Generalsuperintendent für Holstein.“

Ueber diese Erklärung wird sich jeder Christ, der die schreckliche Noth der Kirche kennt, von Herzen freuen. Dr. Ruperti erklärt, daß er trotz aller „sogenannten wissenschaftlichen Kritik“ an der Inspiration der heiligen Schrift unverrückt festhalte. Trefflich bemerkt er auch, daß Thesen, wie die Rier'schen, auf einer lutherischen Conferenz, und überhaupt unter Lutheranern, gar nicht „discutirbar“ seien. Auch hat Dr. Ruperti mit seinen Worten eine That verbunden; er hat sich von der betreffenden Conferenz losgesagt.

Das ist das Nächste, was Dr. Ruperti zu thun hatte. Zu weiterem Handeln wird er, falls Rier nicht widerruft, dadurch getrieben, daß Rier und seine Gesinnungsgenossen in der Conferenz immer noch Glieder derselben kirchlichen Gemeinschaft bleiben, welcher Dr. Ruperti angehört.

F. P.

Die älteste lutherische Gemeinde in America.

(Fortsetzung.)

Bald waren auch die noch nöthigen Vereinbarungen zwischen den Gemeinden von New York und Hackensack getroffen. Der neue Pastor sollte zu Ende November nach Hackensack kommen, daselbst den Winter über wohnen und wirken und zu Pfingsten wieder in der Stadt sein, wo er den Sommer hindurch bleiben sollte. Ferner wurde stipulirt, „daß wenn der einst Hackingsack einen eigenen Prediger halten wollte und könnte, die alte Vereinigung wieder Stand greifen sollte; wie auch wenn es vielleicht geschehen möchte, daß gleichwie diese Versetzung aus Liebe zur allgemeinen Ruhe unserer Brüder fůrgenommen und gebilliget ist: also nachdem der Friede durch Gottes Hilfe gestiftet und befestigt möchte seyn, und die Beyden ihnen erträglich und den Gemeinen zuträglich achten solten, eine Umwechsellung zu machen, doch mit Consens aller Gemeinen, und so das nicht gehen will, mit Einholung eines Responsi ob. Judicii consistorialis in patria, daß solche Abwechsellung alsdann solle angenommen werden“. Auch den Pfälzern wurde man dem früher erwähnten Uebereinkommen gemäß gerecht, indem man dem neuen Pastor in den Beruf schrieb, daß er „die Pfarre der Pfälzer auf Quassayk“ jährlich zweimal zu besuchen habe. Ueber das, was man sonst von ihm erwartete, fanden sich in demselben Schreiben folgende Angaben. „Außer diesen 2 Amtsreisen nun, da der berufene Prediger Dom. 1. & 2. Trin. und Dom. XVI. & XVII. Trinit. diese Menschen, als zu unserer Corporation gehörende, Samstags mit einer Buß-, und Sonntags mit einer Vor- u. Nachmittagspredigt, desgl. mit dem heil. Abendmahl bedient, so werden seine Amtsverrichtungen darin bestehen, daß er des Sommers in Nieuw Jorck stehende, des Sonntags 2 mahl predige und hernach öffentlich catechisire, die hohen Festtage nach Lands Gebrauch mit einer Predigt seyre und 3 mahl im halben Jahr, als am Pfingsten, Dom. 9 & 21 Trinit. das heil. Abendmahl und Tages zuvor eine Vorbereitungs Sermon halten, daß er auf Hackingsack in der Provinz New Jersey, von Ultimo Nov. bis Ultimo Maji oder Pfingsten seyn Verbleiben nehmende, Sonntags ein mahl predige und nach Beschaffenheit des Wetters catechisire, desgleichen einmahl in der Wochen, wenn kein Feyertag einfällt, und andere Umstände es leiden wollen; wie auch 3 mahl Abendmahl halten. Uebrigens nicht allein die Seelenpflege privatim, nach Erforderung der Noth und der Gewissen, wahrnehmen, sondern sich auch in allen Stücken als einem Evangelischen Prediger und Diener Christi gebühret, aufführe in der Lehre, die in dem heil. Bibelbuch und in den Symbolischen Büchern unserer lutherischen Kirchen enthalten, rein, in administratione Sacramentorum, nach altem hergebrachten Gebrauch unwandelbar, und im Leben, nach dem Vorbilde Christi, und seiner Apostel, mensch-

liche Schwachheiten ausgenommen, unsträflich. Wozu wir ihm die mitwirkende Gnade Gottes, zu dessen Ehre, zu des Predigers Freude und Ruhm, und zu unserer Seelen Hehl, nicht allein erwünschen, sondern aus dankbaren Herzen erbitten helfen werden.“ Zum Unterhalt des Pastors versprachen die beiden Gemeinden außer „Wohnung, Holz und Licht“ je 30 Pfund, dazu folgende Accidentien: „Taufe 1 s., Taufattest 3 s., Proclamation 3 s., copulieren im Hause 6 s., außerhalb 12 s., Gebet am Grab 6 s., Leichenpredigt 20 s., Aussegnung der Wöchnerinnen 1 s., Bedienung einer Gemeinde außerhalb unserer Corporation 60 s., wovon 20 s. an die Kirche fallen.“ Endlich wurden auch für die Ueberfahrt des neuen Predigers 38 bis 40 Pfund Reisegeld bewilligt. Während so die eigentliche Berufung von den Gemeinden ausging, wurde die Wahl der Person und die Ordination Dr. Gerdes und dem Londoner Consistorium überlassen, wie das Gesuch besagte: „In dieser Hoffnung nehmen wir denn die Zuflucht zu Ew. HochChrw., wie auch zu Ew. Hoch und WohlEdl. Herren: und ersuchen mit geziemender und schuldigster Ergebenheit, daß E. Hocherl. Consistorium sich unser gütigst annehmen wolle, und sehen, ob ein bequemes Subjectum zu finden, welches die Neu Jordtschen Brüder den Abzug ihres Hirten verschmerzen, und Hackingsackische Gemeine ihrer bisherigen Drangsalen und Noth vergessen machen möchte. Wie wir unterschriebene Ouderlingen und Diaconen der Nieuw Jorek und Hackingsackischen Lutherischen Gemeinen, dann hiemit E. hochl. Consistorium der lutherischen Dreieinigkeitskirchen zu London, Freyheit und Vollmacht geben, in unserm Nahmen und für uns zu suchen, zu berufen und zu verordnen, und nach unserer lutherischen Kirchen Gebrauch zu setzen einen solchen Mann, welchen Sr. HochChrw. Herr Dr. Gerdes, nach dem Vertrauen, welches wir zu Sr. HochChrw. gefaßt haben, E. HochErl. Consistorio vorschlagen und ernennen möchte, um unserer Gemeinde und denen im Hohen-Lande, als durch Gottes Blut erworben, nach dem Fürbilde des heylsamen Worts Gottes, obbesagter Maßen fürzustehen, und vorerst in Hochteutscher und sobald es unter göttl. Segen und eigenem Fleiß ihm mögl. seyn möchte, in Niederteutscher Sprache zu predigen, und das Amt eines Evangelischen Predigers unter uns nach allen Stücken zu verwalten.“

So war denn geschehen, was unter den obwaltenden Umständen vonseiten der Gemeinden in Absicht auf die Berufung eines Pastors für die neugebildete Parochie geschehen konnte; wie lange es aber währen würde, bis der, den man suchte, gefunden und der Gefundene glücklich angelangt wäre, konnte auf dem weiten Erdenrunde niemand sagen; doch meinte man, sechs Monate würden jedenfalls verstreichen, ehe man den neuen Domine begrüßen dürfte, und so wurde denn am 29. März, nachdem man beschloffen hatte, die am 23. ausgestellte Berufscommission „in Erwartung göttlichen Segens, daß ein Mann berufen werden möchte, den Gott uns gönnt“, nach London abzuschicken, der von weisen Sparsamkeitsrücksichten dictirte Be-

schluß gefaßt, „daß des Domine Haus, als auf das halbe Jahr zu vermietthen, angeschlagen werde“.

Diesen Beschluß auszuführen, blieb noch reichlich Gelegenheit, auch nachdem Pastor Berkenmeyer noch sein Sommerhalbjahr in New York ausgehalten hatte. Erst im November bewerkstelligte er seine Uebersiedelung nach Doonenburg, wo er mit seiner Habe am 31. November ankam. Das Jahr 1731 ging zu Ende, das neue brach an, und noch war der neue Pastor für New York nicht in Sicht; vielmehr hatte Berkenmeyer in einer Versammlung des Doonenburger Kirchenraths am 2. Februar ein Gesuch für New York und Hackensack vorzulegen, auf welches hin ihm die Bedienung dieser Gemeinden bis zur Ankunft des zukünftigen Pastors freigestellt wurde. Die Aufgabe, welche den Brüdern in London gestellt war, hatte eben ihre besonderen Schwierigkeiten. Zwar hatten ja die holländischen Gemeinden, von denen die Berufung ausgegangen war, von vorne herein darauf verzichtet, einen gebornen Holländer für ihre Kanzeln zu gewinnen; mußten doch, wie wir wissen, in jener Zeit die Lutheraner drüben in Holland selber über Mangel an Predigern klagen. Doch wollten besonders die New Yorker nicht auf ihren holländischen Gottesdienst überhaupt verzichten; der neue Pastor sollte ja „sobald es unter göttlichem Segen und eigenem Fleiß ihm möglich seyn möchte“, in ihrer Sprache zu ihnen reden, und sollte dies Ziel nicht in unabsehbarer Ferne verschwinden, so mußte man bei der Wahl des Gesuchten schon sein Augenmerk auf Norddeutschland richten. Dazu haben wir schon an Berkenmeyer gesehen, wie schwer sich damals ein deutscher Theologe in den Gedanken finden konnte, sein Lebensschiff nach dem fernen, wilden America zu richten, wie denn auch die schwedischen Prediger nur auf einige Jahre den Dienst der lutherischen Kirche in dieser fremden Welt zu übernehmen pflegten, nachdem wohl noch die Hoffnung auf um so raschere Beförderung nach ihrer Heimkehr dem großen Entschluß zur Reise verholken hatte, ein Beweggrund, welcher für den Mann, der nach New York ziehen sollte, wegfallen mußte.

Dennoch wurde dieser Mann, als Gottes Stunde gekommen war, gefunden. Michael Christian Knoll, geboren am 27. August 1696 zu Rendsburg in Holstein, war es, den der Hamburger Pastor Wolff dem Londoner Consistorium zur Berufung nach America empfahl und dem am 29. Juni 1732 zu Hamburg die New Yorker Berufscommission mit einer Aufforderung, nach London zu kommen, in die Hände gelegt wurde. In London angekommen, hielt Knoll am 8. Sonntage nach Trinitatis „die gewohnte Gast- und Probe-Predigt“, und zwar „zum Vergnügen der ganzen Gemeinde“, und nachdem ihm „im öffentlichen Consistorio gegen Zusage, daß Er mit denen in ihrem Commissions-Schreiben ausgedrückten Bedingungen zufrieden, und er sich denenselben gemäß bezeugen wollte, die ausgefertigte Vocation selbst überliefert worden“ war, wurde er am 10. Sonntag nach Trinitatis, als am 13. August, von Pastor Gerdes und dem

dänischen Prediger Paulsen „in Gegenwart einer großen und zahlreichen Gemeinde öffentlich ordiniret“. Da das übersandte Reisegeld nicht zureichen wollte, wurde in der Gemeinde eine besondere Collecte veranstaltet, die einen Zuschuß von ohngefähr 20 Pfund ergab.

Berkenmeyer erhielt die frohe Kunde, daß endlich sein Nachfolger für die südlichen Gemeinden gefunden sei, in Loonenburg, und am 22. September machte er sich auf die Reise nach New York. Auf dem Wege predigte er bei Pieter Lassing „in unserer lutherischen Scheune“, sowie an andern Orten, und am 11. October kam er in New York an. In der Kirchenrathsversammlung am 16. October wurde ein Brief von Dr. Gerdes vorgelesen, in welchem die Gemeinde ermahnt wurde, den neuen Domine gut zu empfangen, und man beauftragte zwei Vorsteher, bei den Gemeindegliedern die Kunde zu machen und eine Collecte zu sammeln, die dem angekündigten Pastor bei seiner Ankunft als „Präsent“ überreicht werden sollte. Am 26. November, dem 25. Sonntage nach Trinitatis, hielt Pastor Berkenmeyer seine Abschiedspredigt. Am Samstag, dem 2. December, verließ er die Stadt und begab sich nach Hackensack; hier predigte er noch einmal am Tage nach seiner Ankunft, dem 1. Adventssonntage, und als er, am Montag durch Regenwetter aufgehalten, am Dienstag seinen Abschied machte, ließ ihn die Gemeinde aus Dankbarkeit mit einem Pferde durch Andreas Thomassen van Boskerk durch das Hochland nach Hause bringen; am 11. December kam er in Loonenburg an, dem Ort, der nun der Hauptort seiner Wirksamkeit geworden war, und an welchem ihm noch so viel herbes Herzeleid bevorstand.

Es war kein Geringes gewesen, was Pastor Berkenmeyer der Kirche zu Lieb und Nutz gethan hatte, als er sein Amt in New York niederlegte, damit, während er das nördliche Gebiet forthin um so besser versorgen konnte, im Süden eine Parochie gebildet werden möchte, die Aussicht hatte, einen Prediger zu bekommen und erhalten zu können. Er hatte zu New York im Segen gewirkt, und im Frieden hatte sich die Gemeinde unter ihm erbaut. Fest und treu hatte er in Lehre und Praxis sich und der Gemeinde den streng lutherischen Charakter bewahrt, der keinen Gedanken an irgendwelches Fraternisiren mit Falschgläubigen aufkommen ließ. Dabei war er, der deutsche Theologe, dem ein kräftiges und gewandtes Latein leicht von der Feder floß, bei seinen schlichten holländischen Pfarrkindern ein gemüthlicher Holländer, der sich trefflich in ihre Weise zu schicken wußte. In den Kirchenrathsitzungen pflegte man „peractis precibus“ recht brüderlich „in der Furcht des Herrn“ Wohl und Wehe der Gemeinde zu berathen, und mit demselben ruhigen Ernst, mit welchem der Pastor den Beschluß, eine Petition an den König zu richten, in das Protokoll einzeichnete, konnte er in derselben Versammlung protokolliren: „Zum Wohl unserer Gemeinde wurde beschlossen, eine Summe zu accordiren für einige Krüge Bier, und dieselbe aus der Kasse zu bezahlen“, wie auch in einem späteren Protokoll

berichtet wird, daß „fünf Schillinge geaccordirt“ worden seien „zu einer Erquickung, wenn der Kirchenrath beisammen ist“. Nirgends aber begegnet uns in dem Bilde Berkenmeyers, das uns in den Urquellen unserer Geschichte entgegentritt, irgend ein Zug von Leichtfertigkeit; vielmehr ist es ein großartiger Ernst, der sich überall ausprägt und auch sonst triviale oder an das Römische streifende Dinge in einer eigenthümlich ernstern Beleuchtung erscheinen läßt, wie Gegenstände, die bei Lampenlicht belacht werden, im Scheine einer großen nächtlichen Feuersbrunst diese Wirkung verlieren. In seiner Beanlagung ganz anders geartet als der zarte, obschon nicht minder ernste Justus Falkner, war Berkenmeyer ein Mann, der es wohl werth war, daß man in New York sein Scheiden als einen Verlust ansah, der sich schwer ersetzen ließ. Nehmen auch wir jetzt Abschied von ihm; wir werden später Gelegenheit finden, ihm wieder nahe zu treten, und ihn dann wirken sehen als den ersten lutherischen Synodalpräsidenten in America.

Am achten Tage, nachdem Berkenmeyer nach seiner Abschiedspredigt New York verlassen hatte, kam Pastor Knoll daselbst an, und schon am folgenden Tage, dem 10. December, hielt er vor der Gemeinde seine Antrittspredigt. Ein brüderliches Schreiben, welches er aus London überbracht hatte, schloß mit den Worten: „Den Erfolg und Ausschlag von allem überlassen wir Gott, und bitten denselben, daß er diesen Ihren neuen vocirten Prediger mit Geist und Kraft ausrüste, Ihre Gemeinde durch ihn bauen und mehren, und sie samt und sonders mit allem leiblichen, geistlichen und himmlischen Segen erfüllen wolle. Womit unter Christbrüderlicher Begrüßung unserer Brüder auf Quassayk wir verharren

Ev. WohlEhrwürd. u. WohlEdl.

Gebeth- u. Dienstwilligste

wir Pastor, Älteste und Vorsteher der Evangelisch-deutschen Gemeinde zur Heil. Dreifaltigkeit alhier

Dr. Heinrich Walther Gerdes, Pastor

John Luttmann

John Janssen

John Christ. Hermann.

„Angekommen den 9. Dec.“, schreibt Knoll, „habe ich den 10. ejd. meine Eingangspredigt gehalten und bin d. 29. ejd. nach Hackingsack gezogen; allda habe ich das heilige Amt am 31. Dec. in geziemender Weise angetreten, wozu der Herr seinen Geist, Gnade und Segen verleihen wolle durch Jesum Christum. Amen.“

A. G.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt auf Beschluß der Pastoralconferenz von Central-Illinois von
P. F. B. Werbig.)

Die Lehre von der Erbsünde nach dem ersten Artikel der Concordienformel.

(Fortsetzung.)

Was die Eintheilung des ersten Artikels anlangt, so lassen sich in demselben leicht die folgenden Hauptabschnitte erkennen: Es wird 1. der *status controversiae* oder die „Hauptfrage in dieser Zwiespalt“ genau angegeben. 2. Wird dargelegt, daß wirklich ein Unterschied, und zwar ein gar großer, zwischen der Natur des Menschen und der Erbsünde sei. 3. Wird an den Lehren von der Schöpfung, der Erlösung, der Heiligung und der Auferstehung nachgewiesen, wie „über solchem Unterschied mit höchstem Fleiße zu halten sei“. 4. Wird die rechte Lehre von der Erbsünde vorgetragen, und endlich 5. die falsche Gegenlehre in der sogenannten *Negativa* verworfen.

[Nachdem der Referent Theil 1 und 2 behandelt hat, fährt er in der Ausführung des dritten Theils also fort:]

Da die Erbsünde nach der in unsern Schulen gebrauchten Definition von Conr. Dietrich „ist das allertiefste Verderben der ganzen menschlichen Natur, vermöge dessen dieselbe der anerschaffenen Gerechtigkeit und Vollkommenheit beraubt und zu allem Bösen geneigt ist; welches Verderben durch die fleischliche Geburt von Adam auf alle Menschen fortgepflanzt wird und diejenigen Gottes zeitlichen und ewigen Strafen unterwirft, welche nicht durch den Heiligen Geist zum ewigen Leben wiedergeboren werden“, so könnte man wohl auf den Gedanken kommen, es sei, wenn nur festgehalten werde, daß die Erbsünde ein solcher Schade sei, ein unnöthiges Gezänk, darüber zu disputiren, ob die Erbsünde nun Natur, Substanz des gefallenen Menschen oder nur ein ihm anklebendes „*Accidens*“ sei. Aber es gilt auch hier das Wort, Gal. 5, 9.: „Ein wenig Sauerteig verfäuert den ganzen Teig.“ Ein wenig falsche Lehre bringt andere falsche Lehre mit sich. Und welch eine gefährliche falsche Lehre es ist, zu behaupten, Natur des Menschen und Erbsünde seien identisch, werden wir uns vor Augen führen.

Zunächst werde daran erinnert: Wer die Lehre von der Erbsünde nicht kennt und erkennt, der wird auch nie zu einer rechten Erkenntniß seiner Hilfsbedürftigkeit kommen; der wird vielmehr immer wieder versucht werden, sich selbst in irgend einer Weise den Himmel zu erwerben. Das bezeugt unter Anderem die *Apologie*, wenn es da heißt:

„Dies Stück aber eigentlich und richtig zu lehren und was die Erbsünde sei oder nicht sei, ist gar hoch vonnöthen, und kann niemand sich nach Christo, nach dem unaussprechlichen Schatz göttlicher Huld und Gnade, welche das Evangelium fürträgt, herzlich sehnen oder darnach Verlangen

haben, der nicht seinen Jammer und Seuche erkennet, wie Christus sagt Matth. 9, 12. Marc. 2, 17.: Die Gesunden dürfen des Arztes nicht. Alles heilig, ehrbar Leben, alle guten Werke, so viel immer ein Mensch auf Erden thun mag, sind für Gott eitel Heuchelei und Greuel, wir erkennen denn erst, daß wir von Art elende Sünder sind, welche in Ungnade Gottes sind, Gott weder fürchten noch lieben. Also sagt der Prophet Jeremias, 31, 19. Diem Weil du mir es gezeigt hast, bin ich erschrocken. Und der 116. Psalm: Alle Menschen sind Lügner, das ist, sie sind nicht recht gesinnet vor Gott.“ (Art. II. De pecc. orig. Müller, S. 83, § 33.) Nachdem in den Schmalcaldischen Artikeln die pelagianischen Irrlehren der Scholastiker aufgezählt sind, heißt es daselbst weiter: „Solche und dergleichen viel Stücke sind aus Unverstand und Unwissenheit beide der Sünde und Christi, unsers Heilandes, kommen, rechte heidnische Lehre, die wir nicht leiden können.“ (Theil III, Art. 1. M., S. 311.)

Wie viel daran gelegen ist, daß die Lehre von der Erbsünde rein und lauter behalten werde, und daß man in der Behandlung derselben sich genau an Gottes Wort halte, wird in der Solida Declaratio der Concordienformel mit folgenden Worten bezeugt: „Nun ist dieser Streit von der Erbsünde nicht ein unnöthiges Gezänk, sondern, wenn diese Lehre aus und nach Gottes Wort recht geführt und von allen pelagianischen und manichäischen Irrthümern abge sondert wird: so werden (wie die Apologie spricht) des Herrn Christi Wohlthaten und sein theures Verdienst, auch die Gnadenwirkung des Heiligen Geistes desto besser erkannt und mehr gepreiset; es wird auch Gott seine Ehre gegeben, wann Gottes Werk und Geschöpf am Menschen von des Teufels Werk, dadurch die Natur verderbet, recht unterschieden wird. Derwegen diese Zwiespalt christlich und nach Gottes Wort zu erklären, und die rechte reine Lehre von der Erbsünde zu erhalten, wollen wir aus vorgemeldten Schriften die thesin und antithesis, d. i. die rechte Lehr und die Gegenlehr, in kurze Hauptstücke fassen.“ (S. 574, § 3.)

Weil nun so viel daran gelegen ist, daß auch diese falsche Lehre, daß zwischen der Natur oder Substanz des Menschen und der Erbsünde kein Unterschied sei, sich in der christlichen Kirche nicht verbreite, so heißt es denn in unserem vorliegenden Artikel der Epitome der Concordienformel weiter: „Wir glauben, lehren und bekennen, daß über solchem Unterschied mit höchstem Fleiß zu halten.“ Warum so viel darauf ankomme, daß solcher Unterschied festgehalten werde, wird dann begründet mit den Worten: „Weil diese Lehre, daß zwischen unserer verderbten Menschen natur und der Erbsünde kein Unterschied sein sollte, wider die Hauptartikel unsers christlichen Glaubens von der Erschaffung, Erlösung, Heiligung und Auferstehung unsers Fleisches freitret und neben denselben nicht bestehen kann.“

Eine ganze Reihe „der Hauptartikel unsers christlichen Glaubens“ kommt also dadurch, daß man an dem Irrthum, die Erbsünde sei das

Besen oder die Substanz des Menschen, festhält, in Gefahr, verfälscht und eventuell ganz verloren zu werden.

Zuerst der Artikel von der Schöpfung. In Bezug darauf sagt die Epitome: „Denn nicht allein Adams und Eva Leib und Seel vor dem Fall, sondern auch unser Leib und Seel nach dem Fall, unversehrt, daß sie verderbet, Gott geschaffen, welche auch Gott noch für sein Werk erkennet, wie geschrieben stehet Hiob 10.: „Deine Hände haben mich gearbeitet und gemacht alles, was ich um und um bin.“ —

Freilich, wenn die in unserer Zeit wie ein Krebs um sich fressende und wie ein Sauerteig die verschiedenen Sektentirchen unseres Landes durchsäuernde Evolutionstheorie wahr wäre, nach welcher bekanntlich sich alles aus sich selbst entwickelt, und Gott höchstens die Rolle eines müßigen Zuschauers zuertheilt wird, so brauchte man in Bezug auf den fraglichen Punkt nicht so genau zu reden. Allein, wollen wir nach der heiligen Schrift auch fernerhin mit der Auslegung des ersten Artikels unseres allerheiligsten christlichen Glaubens bekennen: „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat, sammt allen Creaturen, mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält“, oder mit dem „Großen Katechismus“: „Das meine und glaube ich, daß ich Gottes Geschöpf bin, d. i., daß er mir gegeben hat und ohne Unterlaß erhält Leib, Seele und Leben, Gliedmaß klein und groß, alle Sinne, Vernunft und Verstand und so fortan.“ (M., S. 450); soll auch der Artikel von der Schöpfung, der Absicht unseres himmlischen Vaters gemäß, uns, die Folgen der Sünde in reichem Maße erfahrenden und empfindenden armen Menschenkindern reichen Trost gewähren, so daß wir glauben:

„Was unser Gott geschaffen hat,
Das will er auch erhalten,
Darüber will er früh und spät
Mit seiner Gnade walten.
In seinem ganzen Königreich
Ist alles recht und alles gleich.
Gibt unserm Gott die Ehre!“;

wollen wir ferner unsere Schöpfung uns einen Anlaß sein lassen, unsern Gott zu rühmen und zu preisen und anbetend zu singen:

„Lobe den Herren, der künstlich und fein dich bereitet,
Der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet.
In wie viel Noth hat nicht der gnädige Gott
Ueber dir Flügel gebreitet!“; —

kurz, wollen wir festhalten, daß Gott nicht bloß einst am Schluß des Sechstageswerks unsere Stammeltern geschaffen, sondern daß er auch jetzt noch nach dem Sündenfalle allen Menschenkindern, auch uns, das Leben gegeben hat und gibt und ihm dafür aller Ruhm gebührt: so haben wir freilich mit höchstem Fleiß darauf zu halten, daß ein Unterschied sei zwischen der Erbsünde und der menschlichen Natur.

Die heilige Schrift nun lehrt auf's deutlichste, daß Gott auch jetzt noch die Menschen schaffe. Ich beschränke mich darauf, hier nur die Bibelstellen anzuführen, die in dem vorliegenden ersten Artikel der Concordienformel, Epitome und Declaratio, angeführt werden und so klar sind, daß sie keiner weiteren Erklärung bedürfen. In der Epitome wird auf Hiob 10, 8. hingewiesen: „Deine Hände haben mich gearbeitet und gemacht, was ich un- und um bin“, und in der Declaratio werden noch die folgenden Verse (B. 9—12.) hinzugenommen: „Gedenke doch, daß du mich aus Leimen gemacht hast, und wirfst mich wieder zu Erde machen. Hast du mich nicht wie Milch gemolken, und wie Käse lassen gerinnen? Du hast mir Haut und Fleisch angezogen, mit Beinen und Abern hast du mich zusammengefüget, Leben und Wohlthat hast du an mir gethan, und dein Aufsehen bewahret meinen Ddem.“ — Außerdem werden in der Solida Declaratio folgende Stellen angeführt: 5 Mos. 32, 6.: „Dankest du also dem HErrn, deinem Gott, du toll und thöricht Volk? Ist er nicht dein Vater und dein HErr? Ist es nicht er allein, der dich gemacht und bereitet hat?“ Jes. 45, 11.: „So spricht der HErr, der Heilige in Israel und ihr Meister: Fordert von mir die Zeichen; weiset meine Kinder und das Werk meiner Hände zu mir.“ (Vgl. B. 12.) Jes. 54, 5. spricht Gott zu seiner Kirche, seiner Braut: „Denn der dich gemacht hat, ist dein Mann, HErr Zebaoth ist sein Name; und dein Erlöser, der Heilige in Israel, der aller Welt Gott genannt wird.“ — Jes. 64, 8. spricht der Prophet: „Nun, HErr, du bist unser Vater, wir sind Thon; du bist unser Töpfer, und wir alle sind deiner Hände Werk.“ Apost. 17, 25. heißt es: „Gottes wird auch nicht von Menschenhänden gepflegt, als der jemandes bedürfte; so er selbst jedermanns Leben und Ddem allenthalben gibt.“ Offenb. 4, 11. erzählt der heilige Seher, wie der Lobgesang der vierundzwanzig Ältesten vor dem Throne Gottes lautet: „HErr, du bist würdig zu nehmen Preis und Ehre und Kraft; denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen haben sie das Wesen und sind geschaffen.“ — Endlich finden sich in genanntem Bekenntniß noch besonders ausgedrückt: Ps. 139, 14—16. „Ich danke dir“, spricht daselbst David, „darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin; wunderbarlich sind deine Werke, und das erkennet meine Seele wohl. Es war dir mein Gebein nicht verhohlen, da ich im Verborgenen gemacht ward, da ich gebildet ward unten in der Erde. Deine Augen sahen mich, da ich noch unbereit war; und waren alle Tage auf dein Buch geschrieben, die noch werden sollten, und derselben keiner da war“; und Pred. Sal. 12, 7. stehet geschrieben: „Denn der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.“ —

Glaubt man also der heiligen Schrift, so hat man auch zu glauben, daß Gott auch jetzt noch die Menschen schaffe. Mit solchem Glauben aber verträgt sich schlechterdings nicht der Irrthum, der in den Worten des Flacius und seiner Anhänger betreffs der Erbsünde ausgedrückt war. Wenn die

Erbfünde die Substanz des Menschen wäre, welche Consequenzen könnte man dann mit Recht ziehen! Die Solida Declaratio führt etliche solcher Consequenzen mit folgenden Worten an: „Wann nun ganz und gar kein Unterschied sein sollte zwischen der Natur und dem Wesen unsers Leibs und Seelen, so durch die Erbsünde verderbet, und zwischen der Erbsünde, dadurch die Natur verderbet ist: so würde folgen, daß entweder Gott, weil er ist ein Schöpfer dieser unserer Natur, auch die Erbsünde schaffte und machte, welche auch also sein Werk und Creatur sein würde, oder weil die Sünde ein Werk des Teufels ist, daß der Satan ein Schöpfer wäre dieser unserer Natur, unsers Leibs und Seelen, welche auch ein Werk oder Geschöpf des Satans sein müßte, wenn ohne allen Unterschied unsere verderbte Natur die Sünde selbst sein sollte; welches beides wider den Artikel unsers christlichen Glaubens ist.“ (M., S. 582, § 41.)

Das ist klar genug. Ist zwischen der Natur oder Substanz des Menschen und der Erbsünde gar kein Unterschied, so muß beides, die menschliche Natur und die Erbsünde, von demselben Schöpfer herrühren oder ein Werk desselben Meisters sein, oder wir müßten die ungeheuerliche Idee annehmen, daß Mehrere, also hier Gott und der Teufel, bei der Schöpfung Hand in Hand arbeiten. Bekennen wir nach der heiligen Schrift, daß Gott uns durch die Erbsünde verderbten Menschen geschaffen habe, und behalten wir dabei den Flacianischen Irrthum, so erklären wir damit, daß die Sünde von Gott herrühre, zu dessen wesentlichen Eigenschaften doch die Heiligkeit gehört, und der von sich sagt: „Ich bin heilig, der Herr, euer Gott.“ 3 Mos. 19, 2. Wollten wir neben dem Irrthum, daß zwischen der Natur des Menschen und der Erbsünde kein Unterschied sei, die Schriftlehre festhalten, daß die Hauptursache und eigentlicher Urheber der Sünde der Teufel ist, so folgte, daß der Teufel unser Schöpfer wäre, der Teufel, welcher seiner Zeit sich in Egypten vergeblich abmühte, Läuse zu machen, geschweige, daß er einen Menschen, das vornehmste Geschöpf unter den sichtbaren Creaturen Gottes, in's Dasein rufen könnte.

Wollen wir daher vor Irrthum bewahrt bleiben, so halten wir die Wahrheit fest, daß zwischen der Erbsünde und des Menschen Substanz ein gar großer Unterschied sei. Wir bekennen mit der Concordienformel: „Auf daß Gottes Geschöpf und Werk am Menschen von des Teufels Werk unterschieden möge werden, sagen wir, daß es Gottes Geschöpf sei, daß der Mensch Leib und Seele hat. Item, daß es Gottes Werk sei, daß der Mensch etwas gedenken, reden, thun und wirken könne, denn in ihm leben, weben und sind wir, Apost. 17, 28. Daß aber die Natur verderbet, Gedanken, Wort und Werk böse sind, das ist anfänglich ein Werk des Satans, der durch die Sünde Gottes Werk in Adam also verderbet hat, welches daher auf uns geerbet wird.“ (Sol. Decl. M., S. 582, § 42.)

Gar jämmerlich hat der Satan die menschliche Natur verderbt, und ist und bleibt die Erbsünde das allertiefste Verderben der ganzen menschlichen

Natur, ist auch kein Mensch ohne die Erbsünde; so tief ist sie vielmehr in sein Wesen, in seine Natur gedrungen, daß man hier auf Erden Erbsünde und menschliche Natur nicht von einander scheiden kann. „Was vom Fleische geboren wird, das ist Fleisch.“ Indem Gott jetzt mittelbar den Menschen schafft, braucht er eine Masse, welche durch die Erbsünde auf's greulichste verderbt ist. Und gerade dies ist auch ein Beweis der ewigen, unbegrenzten Güte und Barmherzigkeit unsers Gottes, daß er nicht das ganze Menschengeschlecht, weil es durch die Erbsünde so verderbt ist, alsbald in die ewige Verdammniß verstoßen hat, sondern noch immer in der verderbten Masse schöpferisch wirkt, um die verlornen Menschen der Erlösung seines Sohnes Jesu Christi theilhaftig zu machen. Dies bezeugt auf's deutlichste auch unsere Concordienformel, wenn es in derselben heißt: „Die Massa, daraus Gott jeztund den Menschen formirt und macht, ist in Adam verderbet und verkehret, und wird also auf uns gegeben. Und hie sollen billig fromme, christliche Herzen die unaussprechliche Güte Gottes bedenken, daß solche verderbte, verkehrte, sündliche massa Gott nicht alsbald von sich wirft in's höllische Feuer, sondern daraus formirt und machet die jezige menschliche Natur, so durch die Sünde jämmerlich verderbet, auf daß er sie durch seinen lieben Sohn von Sünden reinigen heiligen und selig machen möge.“ (Sol. Decl. S. 581. 582, §§ 33. 34.)

(Fortsetzung folgt.)

B e r m i s c h t e s .

Wissenschaftliche Falschmünzerei. Unter dieser Ueberschrift lesen wir in der „Ev. Rztg.“: „Der Ausdruck ‚Falschmünzerei‘ klingt hart, und wir geben von vorne herein zu, daß er nach einer Seite hin in doppelter Beziehung hier nicht zutreffend ist. Die Falschmünzer, die falsches Geld anfertigen, wissen ganz klar, daß sie damit einen Betrug verüben, sie wissen, daß die von ihnen zu Markt gebrachte Münze werthlos ist, die gültige Werth hat; sie wollen auf Kosten der Unerfahrenen die werthlose mit der werthvollen verwechselt sehen. Die Männer der Wissenschaft, die wir der ‚Falschmünzerei‘ beschuldigen, sind von solcher Ansicht sowohl als solcher Absicht weit entfernt. Sie halten die von ihnen hergestellten Münze für die bessere und wollen damit, daß sie dieselbe in Umlauf zu setzen suchen, niemanden schädigen. Insofern sind sie von jedem moralischen Vorwurf ohne weiteres freizusprechen. Gleichwohl ist nach anderer Seite hin die Anklage mit Grund zu erheben. Die, die im Namen der Wissenschaft oder, wie sie es nennen, der Wahrheit, einen andern Christus ein modificirtes Christusbild annehmbar zu machen streben, bekennen nicht frei heraus, daß der Christus, den sie bieten, thatsächlich ein anderer sei als der, den die Christgläubige Gemeinde bisher angebetet hat. Sie geben sich

en Anschein, als ob sie durch ihre Production den Werth der bisher geltenden Münze von Christo nur erhöht hätten, daß sie eine verbesserte Ausgabe eines längst gangbaren Wertes lieferten, während es in Wahrheit eine Fälschung ist, die sie ausgeben, um das bisherige Werk zu verdrängen. Das können wir wenigstens nicht ehrlich nennen. Zur Entschuldigung dient ihnen, daß sie von dem höheren Werthe ihrer Gabe überzeugt sind, und daß ihnen der Unterschied zwischen Verbesserung und Verwerfung des Alten nicht zum Bewußtsein gekommen ist, sie also mehr" (sollte heißen: sowohl) „sich selbst als andere betrügen." So weit die „Ev. Rztg." Eines vornehmlich ist bei der vorstehenden Beschreibung der „wissenschaftlichen Fälschmünzerei" vergessen: die „wissenschaftlichen" Theologen gehen doch bei ihrer Arbeit mit Gottes Wort um. Gottes Wort aber offenbart deutlich die rechte Lehre und verwirft ebenso deutlich alle falsche Lehre, denn alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze zur Lehre (*πρὸς διδασκαλίαν*), zur Strafe (*πρὸς ἐλεγχόν*) u. Gottes klares Wort leuchtet auch den „wissenschaftlichen" Theologen entgegen, und diesem klaren und majestätischen Wort gegenüber verwerfen sie die rechte Lehre und stellen sie die Irrlehre auf. So liegt der „wissenschaftlichen Fälschmünzerei" auch immer eine moralische Verfehlung zu Grunde. F. P.

Die Kirche und die sociale Frage. Aus dem Blatt „Unter dem Kreuze" theilen wir Folgendes mit: „Bekanntlich wird in unseren Tagen die Kirche wieder einmal — es ist dies, wenn auch in anderer Form, im Laufe der Zeiten schon öfter geschehen — an- und aufgerufen, an der Lösung der socialen Frage mitzuarbeiten und sonderlich das Ihrige zu thun, um der zunehmenden Socialdemokratie zu steuern. Es ist bemerkenswerth, daß dieser Aufruf an die Kirche seitens des Staates ergeht, desselben Staates, der die Kirche also gebunden hält und in ihrer freien Bewegung beengt, daß selbst ganz staatsfromme Leute nicht allein unter diesem Joche seufzen, sondern sogar dann und wann sich zu einem öffentlichen Schrei ermannen: Los vom Staate, frei soll die Kirche sein! Gleichwohl kann man wahrnehmen, wie ungemein willig und bereit sich fast allenthalben die Kirche finden läßt, dieser ihrer neuen vom Staate angetragenen Arbeit sich zu unterziehen. Man glaubt fast die unterthänigen Verbeugungen zu sehen, mit denen man diesen neuen Staatsbefehl entgegengenommen hat; man merkt die Freude, die man über diese Gelegenheit, dem Staate sich gefällig und dienstbar zu erweisen, empfindet. Die Themata von der ‚socialen Frage‘ und den ‚socialen Aufgaben‘ der Kirche füllen nicht allein die Tagesordnungen kirchlicher Conferenzen, auch die Consistorien erlassen Ausschreiben an ihre Pastoren, welche ihnen die Mitarbeit an der Lösung dieser socialen Frage dringend zur Pflicht machten, und suchen auch bei anderer Gelegenheit die Erinnerung an diese Arbeit wenigstens miteinzuflechten. So schreibt u. A. auch das Hannöversche Landes-Consistorium neuerdings (Kirchl. Amtsblatt 91, Stück 5) bei Bekanntmachung der Beckencollecte für

den evang.=luth. Kirchenfonds wieder von der Mitarbeit der Kirche bei der socialen Reform und redet dabei wiederum von den großen, der Kirche in unserer Zeit obliegenden Aufgaben! — Sehr mit Recht macht dazu ein Einsender in der ‚Neuen luth. Kirchenzeitung‘ die Bemerkung: ‚Ja, zu Besten besonders des Staates auftreten, das rechnet jene staatskirchliche Behörde zu den großen der Kirche in unserer Zeit obliegenden Aufgaben. Die eigentliche große, der Kirche unserer Zeit obliegende Aufgabe, gegen Union und Ritschlsche Irrlehre zu kämpfen, wird einfach todtesgeschwiegen. Und dies von den Hirten und Wächtern der Kirche! . . . Daß die Kirche gegen jede Sünde — also auch gegen die Socialdemokratie — zeugen muß, ist selbstverständlich. Daneben frage ich: Wenn ein ungläubiger Mensch daneben auch noch Socialdemokrat wird, das mag für den Staat von Interesse sein, aber inwiefern für die Kirche? Wer doch verloren geht durch Unglauben ist eben verloren.‘ — Man merkt den Unmuth, in welchem diese Worte jedenfalls von einem Hannöverschen Geistlichen, der viel lieber einmal ein Ausschreiben seiner Kirchenbehörde gegen Union, Ritschlsche und andere Irrlehre sähe, geschrieben sind, und kann ihn nur zu gut verstehen. (Warum erst auf das „Ausschreiben“ der Kirchenbehörde warten? Die oberste Behörde in der Kirche, Christus, hat den Kampf gegen „Ritschlsche und andere Irrlehre“ in seinem Wort längst ausgeschrieben. L. u. W.) „Gewiß, die Kirche hat eine ‚sociale Aufgabe‘, die ist ihr aber nicht heute erst, sondern vom ersten Tage ihres Bestehens an gegeben nach und mit dem Befehl des HErrn: ‚Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Creatur.‘ Mit diesem Evangelium soll die Kirche die Welt durchdringen und sie durch dasselbe erneuern und umwandeln. Damit lösen sich alle socialen Fragen von selbst. Denn: ‚Hier (bei Christo und Seine Kirche) ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal Einer in Christo‘ (Gal. 3, 29.). Die Bedingung nun, die einzige aber auch nothwendige, unter welcher die Kirche dieser ihrer socialen Aufgabe gerecht werden kann, ist, daß das Evangelium recht gepredigt und dem Evangelio gemäß in der Kirche recht gehandelt wird. Wo dies geschieht und man dem Evangelio unterthänig ist, wird sich dann auch, also in dieser vom Evangelio durchdrungenen und durchsäuerten Welt, wieder solch ein liebliches Bild zeigen, wie es um Apost. 2, 42—47. und 4, 32—37. von der Gemeinde in Jerusalem vor Augen gestellt ist; wenigstens wird da auch heute noch die Einmüthigkeit im Glauben auch den einträchtigen barmherzigen Sinn, der die Armen nicht darben läßt, sondern sie zu Theilhabern der Güter der Reichen macht, als Frucht zeitigen. Freilich kann die Kirche das: ‚dem Evangelio gehorfan sein‘ nicht erzwingen, und läßt sich die Welt nicht heilen von ihrer Sündennoth, dann sind auch alle ihre socialen Uebel und Nöthe unheilbar, wie die Geschichte der Welt das in alter und neuer Zeit immer gelehrt hat. Dann kann nur der Staat seine Macht gebrauchen, um den Uebelthätern zu wehren

wie die Kirche selbstverständlich im Gehorsam des apostolischen Gebots: ihre Lindigkeit kund werden zu lassen allen Menschen, soviel sie durch ihre Glieder vermag, zur Linderung socialer Nothe allezeit mithelfen muß. Der „Pilger zur Heimath“ schreibt: „In gewissen Kreisen hat man eine große Angst vor der Socialdemokratie und schreit die Kirche an, sie möge doch helfen. Es sind das oft dieselben Kreise, welche mit ihrem Unglauben, ihrer persönlichen Verachtung des Wortes Gottes, ihrer Genußsucht, ihrer Unbarmherzigkeit die Socialdemokraten künstlich großgezogen haben. Wenn z. B. ein hochstehender Professor in Berlin in einem Vortrage die Frau ein Mutterthier genannt hat — ein solcher gemeiner Ausdruck wird dann mit der Phrase: „wissenschaftlich!“ vergoldet —, wenn derselbe in einem andern Vortrag die Lehre der Kirche über die Engel verspottet, und der jetzt verabschiedete Cultusminister v. Götler dies ohne Protest mit anhört, wenn von den Universitäten, die schon Claudius bezeichnend „Unverständen“ nennt, der hirnverbrannte Materialismus und Naturalismus gepredigt wird und die Herren theologischen Professoren, welche die Diener der Kirche ausbilden sollen, sich die größte Mühe geben, die heilige Schrift kritisch zu bearbeiten und zum Menschenbuche herabzudrücken, Christo die Krone der Gottheit vom Haupte zu reißen und das Bekenntniß der Kirche mit einem neuen selbstgemachten Dogma vertauschen wollen, — dann braucht man sich ja über die weite Verbreitung der Socialdemokratie nicht zu wundern. Nimmt man dem Menschen seinen Gott, dann macht man ihn zum Thier; predigt man ihm, daß es keinen Himmel und keine Hölle gibt, daß wir nur auf ein diesseitiges Leben rechnen dürfen, so ist es durchaus nichts Besonderes, daß die armen Klassen sagen: Gut, dann wollen wir auch das diesseitige Leben auskosten und genießen. Hat man dem Menschen Gott genommen, so hat er auch kein Gebot Gottes, das ihm in der Verwirklichung seiner Gelüste Schranken auferlegte. Die Socialdemokratie ist also nichts anders als eine natürliche Frucht des religiösen Freisinns — Unsinnss sollte man allerdings richtiger sagen — verbunden mit der wirthschaftlichen Ausbeutung der Arbeiter.“ — Gewiß, so ist's.“

Ueber das Zwillingsbrüderverhältniß zwischen Redemptoristen (Viguorianern) und Jesuiten hat kürzlich Prof. Reusch in den „Preußischen Jahrbüchern“ (1890, II. Heft) ausführliche Mittheilungen veröffentlicht. In der „Deutschen Ev. Rchztg.“ finden wir den folgenden interessanten Auszug, aus welchem schon hervorgeht, daß man in Deutschland die Jesuiten thatsächlich wieder im Lande hat, wenn man den Redemptoristen die Rückkehr gestattet. Die genannte Kirchenzeitung schreibt: Ebe Viguori, der Stifter des Redemptoristenordens, selig gesprochen (im Jahre 1816) wurde, fand vorschriftsmäßig eine Prüfung seiner Schriften statt. Das Ergebnis war, daß nichts *censura dignum*, nichts Anstößiges darin gefunden worden sei. Eine nochmalige Untersuchung fand statt vor seiner Erhebung zum *Doctor ecclesiae* durch Pius IX. im Jahre 1871. Mit Rücksicht auf die

Heiligsprechung und Erhebung zum Kirchenlehrer und mehrere Erklärungen von Päbsten und päpstlichen Behörden über Viguori's moraltheologische Schriften sagt der Jesuit Montrouzier: „Der heilige Viguori ist von dem heiligen Stuhle als der Lehrer (docteur) der Moraltheologie proclamirt worden, als ein Orakel, dessen sämtliche Entscheidungen ohne irgend welche Gefahr befolgt und praktisch angewendet werden dürfen. Nichts ist wichtiger als diese feierliche Approbation, ja, Canonisation der Lehre des Heiligen. Die Kirchengeschichte liefert dazu vielleicht kein anderes Beispiel.“ Ein anderer französischer Theologe sagt: Der heilige Viguori ist in der Moraltheologie geworden, was der heilige Thomas von Aquin in der speculativen Theologie ist. Es ist nicht zu verkennen, daß bei dem Heiligsprechungsproceß ganz besonders seine Schriften in Betracht kamen; man scheint mehr seine Person als seine Lehre haben canonisiren zu wollen. Diese Moraltheologie fand indeß bei Lebzeiten Viguori's in Italien neben vielem Beifall auch lebhaften Widerspruch, namentlich Seitens der Dominicaner, die gegen ihn dieselben Vorwürfe erhoben, wie gegen die Jesuiten. In Frankreich wurde in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts Viguori's Moral von mehreren Bischöfen für ihre Geistlichkeit und ihre Seminare verboten. Noch 1864 hat der kürzlich verstorbene Cardinal Newman Bedenken gegen einige Punkte derselben geäußert. Jetzt freilich muß jeder Widerspruch verstummen. In zahlreichen Ausgaben ist seine ausführliche lateinische Moraltheologie verbreitet. Daneben erschienen zahlreiche Compendien der Moraltheologie Viguori's nicht nur von Redemptoristen, sondern auch von Angehörigen anderer Orden und von Weltgeistlichen, — unter diesen hat das von dem französischen Jesuiten J. B. Gury die weiteste Verbreitung gefunden — andere Theologen erklärten in ihren Lehrbriefen der Moraltheologie, daß sie sich an die Lehre Viguori's angeschlossen, in Frankreich der Cardinal Goussier, in America der Erzbischof Kenrick, in Deutschland die Bischöfe Martin von Paderborn und C. Müller von Linz und viele andere. Obwohl also Viguori selbst anfänglich eine von der jesuitischen etwas abweichende Lehre verkündigte, statt des ordinärsten Probabilismus den sogenannten Aequiprobabilismus, so ist der Unterschied, wie jeder Kenner des Gury'schen und ähnlicher Bücher weiß, ein solch minimaler, daß es sehr begreiflich ist, wenn die Jesuiten die kirchliche Approbation, welche Viguori's Moraltheologie gefunden hat, für ihre eigene Ordenslehre nutzbar gemacht haben. „Die Lehre Viguori's“, sagt der Geschichtschreiber des Ordens, Crétineau-Joly, „ist identisch mit der der Theologen der Gesellschaft Jesu. Seine Moraltheologie ist nur ein Commentar zu der Medulla des Pater Busenbaum, deren Text er vollständig aufgenommen. Seine Canonisation war also die Rechtfertigung der Casuisten der Gesellschaft und namentlich Busenbaum's (d. h. desjenigen Jesuiten, dessen Morallehrbuch das weitaus verbreitetste gewesen ist. Es erlebte mehr als 200 Auflagen).“ Und der Jesuit de Montezon sagt: „Die Lehre der Jesuiten ist bei einer feierlichen

Gelegenheit von der Kirche als gegen jeden Tadel geschützt anerkannt worden durch das Urtheil, welches über die Moralthologie Liguori's bei seinem Seligsprechungsprocesse gefällt worden ist, und wenn auch dabei die Jesuiten nicht ausdrücklich genannt werden, so betrifft das Urtheil doch direct ihre Theologie, die der ehrwürdige Bischof zu der seinigen gemacht. . . . Er hatte Jesuiten, namentlich Busenbaum, zu Führern genommen und in den meisten Fällen die Entscheidungen dieser Theologen zu den seinigen gemacht, selbst derjenigen, welche Pascal und seine Nachahmer mit ihrer schwärzesten Kohle angestrichen hatten. *Nihil censura dignum*, heißt es in dem Decrete der Ritencongregation, und später erklärte ein anderes römisches Tribunal, jeder Beichtvater dürfe ohne weitere Prüfung sich nach allen Entscheidungen Liguori's richten. Das ist eine vollständige und feierliche Apologie der Lehre der Jesuiten." Die Jesuiten haben vollständig recht, und wenn in neuerer Zeit zwischen Jesuiten und Redemptoristen über diese enge Verwandtschaft Streit entbrannte, so ist es ja begreiflich, daß die Redemptoristen diese jetzt gefährliche Verwandtschaft abzulehnen suchen, wie es aus demselben Grunde begreiflich ist, daß Liguori bei dem Sturm, der sich namentlich in Frankreich gegen die Jesuiten erhob, sich von den Jesuiten lossagte, um nicht seine „äquiprobabilistische“ mit der nackt probabilistischen Lehre des Jesuitenordens verdammt sehen zu müssen.

Der Theologe und die Lehre von der Inspiration. In der ganzen Theologie kommt alles darauf an, daß man durch Gottes Gnade die heilige Schrift in festem Glauben für Gottes Wort hält. So lange ein Student der Theologie noch nicht zu diesem Glauben gekommen ist, so lange schiffet er auf dem weiten wogenden Meere menschlicher Meinungen ziellos ohne Compaß umher. Bald wird er dieses, bald jenes, und zwar das gerade Gegentheil, für Wahrheit halten, oder ohne alle Gewißheit nur Zweifel in seinem Herzen tragen und sich daher höchst unglücklich fühlen; oder er wird nur das für Wahrheit halten, was sich am besten mit seiner Vernunft reimt. (Dr. Walther, Lutherstunde 14. Oct. 1881.)

Bismarck's Rath an Schullehrer. Als kürzlich die Zöglinge des Lehrerseminars in Weimar Bismarck besuchten, schloß dieser eine Ansprache an die angehenden Lehrer mit den Worten: „Vergessen Sie auch nicht das Märchen, wo Sonne und Wind wetten, wer zuerst dem Wanderer den Rock abzingen würde. Nicht dem starken Sturm, aber dem milden Sonnenstrahl ist es gelungen.“ Es kostet stetige und große Selbstüberwindung auf Seiten des Lehrers, nach diesem Rath zu handeln, denn in den äußeren Verhältnissen liegt meistens viel mehr Veranlassung, dem „starken Sturm“, als dem „milden Sonnenstrahl“ zu gleichen. Aber es liegt in der Natur der Sache und die Erfahrung bestätigt es, daß nur der „milde Sonnenstrahl“ die rechten Früchte der Erziehung zeitigt. Welches der „milde Sonnenstrahl“ bei der christlichen Erziehung sei, weiß der christliche Lehrer. Des seligen Wynneken Gebet für unsere Schulen war: „Gott gebe uns viele barmherzige Schulmeister!“

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Die Generalsynode und die Lehre von der Inspiration. Bei der Versammlung der Generalsynode machte Dr. Ort, Präses des Wittenberg-College, die Bemerkung, daß es innerhalb der lutherischen Kirche dieses Landes kein theologisches Seminar, kein College und keine Pastoren gebe, die von der „höheren Kritik“ (Verneinung der Inspiration der heiligen Schrift) inficirt wären. Dr. Meimensnyder las bei derselben Versammlung einen Brief Dr. Green's (des Moderators der General Assembly der Presbyterianer) vor, in welchem dieser der lutherischen Kirche ob „ihrer festen Stellung in dieser Lebensfrage“ gratulirte. Leider haben die Herausgeber des „Lutheran Observer“ auch in dieser Beziehung den guten Namen der lutherischen Kirche sehr geschädigt. In einem editoriellen Artikel nahmen sie den Verneiner der Inspiration, Dr. Briggs, als einen unschuldig Verfolgten in Schutz. Doch können wir berichten, daß sie dafür in ihrem eigenen Blatte von Dr. Meimensnyder gebührendermaßen zurechtgesetzt werden. Das „Eingefandt“ Dr. Meimensnders beginnt: „Der Schreiber nimmt sich die Freiheit, seine entschiedene Nichtübereinstimmung mit Ihrem editoriellen Tadel auszudrücken, welchen Sie über die General Assembly der Presbyterianer wegen deren Weigerung, Dr. Briggs' Erwählung zu bestätigen, ausgesprochen haben.“ Sodann sagt Dr. Meimensnyder u. A.: „Sie vergleichen in Ihrem Artikel Dr. Briggs mit Luther in diesen befremdenden Worten: ‚Er (Dr. Briggs) stellt den Geist und das Vorbild Luthers und der Reformatoren dar.‘ Sie konnten sicherlich nicht die Bedeutung solcher Worte in Verbindung mit den Aufstellungen Dr. Briggs' erwogen haben. Dr. Briggs stellt die fehlbare menschliche Vernunft neben Gottes unschleibbares Wort als eine der ‚drei großen Quellen der Autorität in der Religion‘. Hören wir seine Worte und dann möge der Leser selbst urtheilen, ob Ihr Autor ein zuverlässiger christlicher Lehrer sei. Er sagt in seiner Antrittsrede: ‚Ein anderes Mittel, welches Gott gebraucht, um sich zu offenbaren, ist die Vernunft. Hier im Allerheiligsten der menschlichen Natur bietet Gott sich selbst denen dar, welche ihn suchen.‘ Was er mit dieser Aussage will, geht aus seiner näheren Erklärung derelben hervor. Er sagt: ‚Martineau konnte die göttliche Autorität in der Kirche oder in der Bibel nicht finden, aber er fand Gott auf dem Thron in seiner eigenen Seele.‘ Martineau war ein Unitarier, der das volle Licht in dem Angesichte Jesu Christi hatte und dennoch vorzüglich die Menschwerdung des Sohnes Gottes, die Trinität und die Versöhnung verwarf. Dieser Mann, welcher von allen evangelischen Christen für einen Ketzer gehalten worden ist, soll, wie Dr. Briggs uns sagt, Gott gefunden haben und durch das natürliche Licht seiner Vernunft angenommen sein, da er Gott nicht weder in der Kirche noch in der Bibel finden konnte! Unsere große lutherische Kirche hat immer den Namen gehabt, daß sie in einem unverdächtigen Gegensatz zu den Nationalisten gestanden hat, hier jedoch haben wir den Nationalismus in seiner kühnsten Form. Und diese bitteren Feinde der christlichen Rechtgläubigkeit sollen nun ganz in die Familie der Christenheit aufgenommen werden. Dr. Briggs sagt: ‚Es gibt Leute, welche diesen Nationalisten einen Platz unter den Gläubigen verweigern möchten. Aber sie vergessen, daß es nur darauf ankommt, Gott zu finden, und wenn diese Leute Gott ohne die Vermittelung der Kirche oder Bibel gefunden haben‘ etc. Nun, wenn die Martineaus und die Ungläubigen Gott und die Seligskeit ohne das Wort und die Sacramente finden können, und in Wirklichkeit viel besser als gute rechtgläubige Christen sind, wie Dr. Briggs offenbar will,

deshalb denn gründen und erhalten wir Kirchen und treiben wir Mission! Blicken wir auf Dr. Briggs' directe Stellung zur Bibel, so sehen wir, weshalb nach seiner Meinung die Menschen leicht ohne dieselbe fertig werden können. Er hält erstlich dafür, daß die Inspiration sich nur auf die Begriffe und nicht auf die Worte erstreckt, daß die Schrift nicht unfehlbar oder irthumslos sei, sondern, daß es Irrthümer in der Schrift gebe, welche Niemand wegerklären konnte, daß, der größte Theil des Alten Testaments von Autoren geschrieben wurde, deren Namen in Verbindung mit ihren Schriften verloren gegangen sind. Diese Aufstellungen sind reichlich nicht neu bei Rationalisten und Ungläubigen, aber sie sind sicherlich neu und fremdend bei öffentlichen Lehrern einer Kirche, welche die Bibel für das wahre und unfehlbare Wort Gottes hält. Dr. Briggs' Behandlung der Wunder ist außerordentlich kühn und rücksichtslos; „die Wundertheorien, welche in der christlichen Kirche gelehrt worden sind, sind menschliche Erfindungen.“ Wenn nun Jemand, der öffentlich solche Meinungen kund gibt und alle, welche sie nicht hegen, als in Unwissenheit und Vorurtheil gefangen brandmarkt, vor unsere Generalsynode käme, um als Professor in einem unsrer theologischen Seminarien bestätigt zu werden, wie viele Stimmen würde er bekommen?“ So weit Dr. Reimensnyder. Wir treuen uns über diese Aussprache. Wollte Gott, daß in der Generalsynode allen Artikeln der christlichen Lehre so entschieden Zeugniß gegeben würde. F. P.

Buffalo-Synode. Das New Yorker Ministerium hat die Offerte der Buffalo-Synode, eine Besprechung über Glauben und Vereinigung abzuhalten, angenommen und hat acht Pastoren erwählt, um mit einer ähnlichen Anzahl von Seiten der Buffaloer zusammen zu kommen und eine Vereinigung zu besprechen. (B. d. W.)

Ueber den Katholicismus in Nordamerika schreibt das englisch-papistische Blatt „*Tablet*“, wie die „*Theologische Zeitschrift*“ berichtet, Folgendes: „Trotz des wahrhaft wunderbaren Wachstums, welches der Katholicismus in den Vereinigten Staaten erlebt (in einem Jahrhundert von 30,000 Seelen auf neun Millionen, so daß der Rest der Bevölkerung rasch überholt wird) scheint die katholische Kirche in der großen Republik doch an einem bedenklichen Abgang zu leiden, genau wie bei uns (in England). Dies ist wenigstens der Schluß, zu welchem Rev. Walbury, Cincinnati, in seinem Pamphlet „Die Frage der Nationalität“ gelangt. In einer interessanten statistischen Untersuchung vergleicht er die Bevölkerung von 1670 nach ihren verschiedenen nationalen und religiösen Bestandtheilen mit der thatsächlichen Bevölkerung von 1890. Hätten sich dieselben Verhältnisse erhalten, wie sie damals bestanden, so müßten es jetzt 18 Millionen irische Katholiken sein, fünf Millionen deutsche, zwei Millionen polnische, italienische, americanische und sonstige Katholiken, zusammen 25 Millionen. In Wirklichkeit sind es nur neun bis zehn Millionen. Sind diese Zahlen richtig, so zeigen sie einen schrecklichen Abgang, hauptsächlich wohl unter den armen Einwanderern.“

II. Ausland.

Die „*Lutheraner innerhalb der Union*“ sind in ihrer Meinung, daß das lutherische Bekenntniß in der irtirten preußischen Landeskirche unverändert fortbestehe, mächtig bestärkt worden. Wodurch? Nun, durch die erneuerte Erklärung der preußischen Regierung, daß „das lutherische Bekenntniß und damit die lutherische Kirche in der evangelischen Landeskirche unverändert fortbestehe. Die Union hat nicht eine neue Kirche geschaffen, sondern nur die beiden reformatorischen Bekenntnißstände, den lutherischen und reformirten, zu einer Gemeinsamkeit der Verfassung und im Gemeindeleben zusammengeschlossen und vereinigt“. Indem sich die „*Evangelische Kirchenzeitung*“ auf diese Worte der Regierung bezieht (die Regierung wollte da-

mit die Petition der Breslauer um Verleihung der Rechte einer öffentlich angenommenen Religionsgesellschaft abweisen), fährt sie (die „Ev. Mztg.“) als Mundstück der „Lutheraner innerhalb der Union“ also fort: „Daß die Thatsache des unveränderten Fortbestehens des lutherischen Bekenntnisses in der Landeskirche regierungsseitig ausdrücklich constatirt wird, muß die landeskirchlichen Vertreter der lutherischen Bekenntniskirche mit hoher Befriedigung erfüllen; desgleichen die bestimmte Zurückweisung der Annahme, als ob durch die Union eine neue Kirche geschaffen worden sei.“ Wer nun noch das genuine Lutherthum der unirten „Lutheraner“ anzweifelt, nun, der glaubt eben der Regierung nicht! — Uebrigens ist die Petition der Breslauer vom Abgeordnetenhaus nicht abgewiesen, sondern der „Staatsregierung zur Erwägung überreicht worden“. Das Breslauer „Kirchenblatt“ berichtet darüber: „Die Petition des Oberkirchencollegiums, über welche die Leser Nr. 7 und 8 dieses Blattes von diesem Jahre vergleichen wollen, ist nun doch nicht ganz vergeblich gewesen. Nachdem das Herrenhaus, wie wir seiner Zeit mittheilten, über die Petition zur Tagesordnung übergegangen war, und die betreffende Commission des Abgeordnetenhauses diesem ein Gleiches zu thun angerathen, ist dennoch in Folge eines Abänderungsantrages der Abgeordneten von Bergen und Vückhoff der Beschluß des Abgeordnetenhauses für unsere Kirche günstiger ausgefallen, dahin nämlich, daß die Petition der Staatsregierung zur Erwägung überreicht worden ist. Also ist sie doch nicht ohne Sang und Klang begraben worden, sondern der Ruf nach unserm guten Recht tönt weiter und dies haben wir um so mehr mit Dank gegen Gott zu erkennen, als menschlicher Berechnung nach die Abweisung sicher erschien.“

J. P.

Opportunismus im Staat und in der Kirche. In der „Deutschen Ev. Kirchenzeitung“ vom 11. Juli wird der Regierung der Vorwurf gemacht: „Man steht den Kräften, welche dies öffentlich Verderben öffentlich zu bekämpfen suchen, eher feindlich als freundlich gegenüber; die volksthümlichen christlich-conservativen, anti-jüdischen, antimammonistischen Bewegungen, die einzigen, in welchen der tiefe Schaden der Zeit erkannt und genannt wird, sind die einzigen, die absichtlich schlecht behandelt werden. Und doch liegt nur in ihrem Ideenkreise die Hülfe, die uns Noth thut. Unsere Zeit fordert eine große Erhebung des Geistes. Anstatt dessen wird, noch ganz wie zu Bismarcks Zeit, alles opportunistisch behandelt. In der Regierung sitzen die besten Männer, aber sie treiben keine principielle Politik, die allein im Stande wäre, eine Umwandlung anzubahnen. Die Regierung ist bei uns noch immer der stärkste Factor zur Bildung und Belehrung der öffentlichen Meinung, wenn von ihr große geistige Anregungen ausgehen. Aber eben daran fehlt es ihr; sie läßt sich viel zu oft von der öffentlichen Meinung treiben, geräth dadurch in Halbheiten und muß sich gefallen lassen, daß im Grunde niemand, weder auf der Rechten noch auf der Linken, befriedigt ist. Der kühne Geist, welcher aus dem Festhalten großer Ziele stammt, ist nicht vorhanden.“ Was die „christlichen Conservativen“ von der Regierung verlangen, ist im Grunde dies: die Regierung soll mit ihren Machtmitteln für die protestantische Kirche sowohl dem offenen Unglauben als auch Rom gegenüber energisch eintreten. Weil die Regierung weder unter Bismarck dies that, noch auch jetzt dies zu thun sich anschickt, weil man vielmehr bestrebt war und noch bestrebt ist, mit allerlei Leuten so gut auszukommen, als es eben geht: so macht man der Regierung den Vorwurf des Opportunismus. Das ist sehr verkehrt. Dem weltlichen Regiment ist es erlaubt, opportunistisch zu sein. Auch Moses als weltlicher Regent ist auf Gottes Befehl opportunistisch gewesen. Matth. 19, 8.: „Moses hat euch erlaubt zu scheiden von euren Weibern von eures Herzens Härte wegen.“ Aber

die Kirche darf nie opportunistisch sein. Sie hat den Befehl, zu allen Zeiten und unter allen Umständen das ganze Wort Gottes und jeden Theil desselben einzuschärfen. Hierher gehört Matth. 5, 18. 19.: „Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Tüttel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe. Wer nun eines von diesen kleinsten Geboten auflöset und ehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich; wer es aber thut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich.“ Aber die „Gläubigen“ unserer Zeiten spielen die verkehrte Welt. Für die Kirche, in welcher der Opportunismus von Gott verboten ist, beanspruchen sie denselben; sie machen an Stelle des Wortes Gottes das „Historischgewordene“ zur kirchlichen Norm; sie haben auf die Einigkeit in der Lehre als in unserer Zeit nicht erreichbar verzichtet. Dem Staat aber, welchem der Opportunismus erlaubt ist, machen sie denselben zum Verbrechen.

F. P.

Sehr richtig! Bei der Berliner Pastoralconferenz sagte Hosprediger Stöcker in Bezug auf die Egidysche Angelegenheit: „Es ist für mich komisch; der Mann ist vom Militär ausgeschlossen (wegen seines Unglaubens), und die Kirche hat ihm nichts gethan. Ich wollte, das Militär hätte ihn behalten und die Kirche ihn ausgeschlossen.“ Sehr wahr! Aber Stöcker sollte wissen, daß die Staatskirchen nicht die Art der christlichen Kirche an sich haben; die christliche Kirche handelt allerdings nach dem Wort des Apostels: „Thut von euch selbst hinaus, wer da böse ist“ (1 Cor. 5, 13.).

F. P.

„Die akademische Lernfreiheit“ will Dr. M. Kähler, Professor der Theologie zu Halle, beschränkt wissen. Den Inhalt eines über diesen Gegenstand von Kähler geschriebenen Aufsatzes gibt die „Ev. Kztg.“ so wieder: „Ausgehend von der mit nur allzureichlichem Beweismaterial belegbaren Thatsache, daß überaus zahlreiche Studierende von der auf unsern deutschen Hochschulen gestatteten völligen Lernfreiheit keinen richtigen Gebrauch zu machen wissen oder mittels ihrer Verkehrtheiten und Excesse wenigstens ihre ersten Semester sogar wie ganz verlieren, sucht er das Augenmerk der beteiligten Behörden insbesondere auf die Einrichtung von Proseminarien und (behufs deren Leitung) von Repetentenstellen, sowie ferner auf die Anordnung von Zwischenprüfungen, überhaupt auf die Festsetzung einer Studienordnung als zweckmäßige Gegenmaßregeln gegen die geschilderten Uebelstände hinzulenken.“ Die Vorschläge Prof. Kählers sind sicherlich gut. Doch entspricht die „academische Lernfreiheit“ der „academischen Lehrfreiheit“. Darf z. B. ein Professor der Theologie lehren, was er will, so sollte es auch den Studenten freistehen, ob sie einen solchen Professor hören wollen oder nicht.

F. P.

Die Accidentien (Stolgebühren) in Deutschland. In den deutschen Landeskirchen wird auf Abschaffung der Stolgebühren hingearbeitet. Nur einige wenige Stimmen sind dagegen laut geworden; die große Majorität der Pastoren scheint durchaus dafür zu sein. Dies könnte sonderbar erscheinen, da die landeskirchlichen Pastoren im Allgemeinen nicht dafür bekannt sind, daß sie Accidentien oder andere irdische Güter leichtlich fahren ließen. In der That handelt es sich auch nicht um eine eigentliche Abschaffung, sondern nur um eine „Ablösung“ der Stolgebühren. Was die Pastoren bisher bei Taufen, Confirmation, Trauungen u. s. w. an Accidentien von denen erbielten, die solche Amtshandlungen vollziehen ließen, das soll ihnen entweder der Staat ersetzen oder durch eine locale Kirchensteuer aufgebracht werden. So berichtet die „Ev. Kztg.“ von der Landesynode des Großherzogthums Hessen: „Eine höchst wichtige Verhandlung betraf die Aufhebung der Accidentien (Stolgebühren). Eine sehr dankenswerthe Gesetzesvorlage des Kirchenregiments

ordnet an, daß Accidentien (Stolgebühren) aller Art für Taufen, Aussegnung der Wöchnerinnen, Trauungen, Beerdigungen, für Beichte, Häusercommunion, Confirmation und alle aus Anlaß solcher Amtshandlungen dargebrachten Geschenke aufzuheben seien. Eine angemessene Ablösungssumme soll von den Localgemeinden, wenn nöthig, durch eine locale Kirchensteuer aufgebracht werden. Von allen Seiten wurde der Gesetzentwurf mit Freuden begrüßt, wenn man sich auch nicht verhehlte, daß die Durchführung desselben mancherlei Schwierigkeiten bereite, namentlich in großen Städten, in denen die Stolgebühren noch eine bedeutende Steuer repräsentiren. Dennoch fand der Gesetzentwurf einmüthige Annahme. In einzelnen besonderen Fällen kann eine Gebühr zu Gunsten des Kirchenfonds (nicht des Geistlichen) erhoben werden.“ Warum diese „Ablösung“ der Stolgebühren? Dieselbe soll eine weitere Stütze für das Landeskirchentum abgeben. Da die landeskirchlichen Pastoren Accidentien bei den einzelnen Amtshandlungen forderten, so wuchs bei dem fortfallenden Taufzwange und bei der zunehmenden „Unkirchlichkeit“ der „Voltskirche“ die Zahl derjenigen, welche überhaupt keine Amtshandlungen mehr begehrten. Die „Voltskirche“ stand durch die Stolgebühren in Gefahr, aus dem Leim zu gehen. So ist die Ablösung der Stolgebühren ein landeskirchliches Mittel, die „Massen“ bei der Kirche zu erhalten.

F. B.

Curiosum. Der Evangelische Oberkirchenrath hat kürzlich den Generalsuperintendenten je ein Exemplar des Kreuzes zugehen lassen, das der Kaiser für dieselben als ein Abzeichen ihrer Würde gestiftet hat. Nach den Bestimmungen des Erlasses vom 12. August v. J. sollen die Inhaber zur Anlegung dieses Kreuzes, welches an einem schwarzen Moirébande um den Hals auf die Brust herabhängend zu tragen ist, berechtigt sein, wenn sie in Amtstracht erscheinen, oder auch ohne Talar ihr Amt zu repräsentiren haben. Sie haben es stets anzulegen, sobald sie bei Hofe erscheinen oder in Gegenwart des Kaisers oder eines Mitgliedes des königlichen Hauses Amtshandlungen verrichten. Nach dem Ausscheiden aus dem Amt soll das Kreuz auf den Amtsnachfolger übergehen.

(Ev. Rztg.)

Leipziger Mission. Aus dem Jahresbericht des neuen Directors von Schwarz theilt der „Pilger a. S.“ Folgendes mit: Durch die Mission wurden 6 neue Schulen gegründet, deren Zahl damit auf 183 mit 271 Lehrern und 40 Lehrerinnen gestiegen ist. Die Vortrefflichkeit dieser Schulen hat die englische Regierung im vergangenen Jahre wieder durch Verleihung von Prämien im Gesamtbetrage von etwa 15,000 Mark anerkannt. Die Zahl der eingeborenen Landprediger ist, nachdem am 3. Advent wieder vier Candidaten, darunter ein Paria, ordinirt worden, auf 17 gestiegen. Im Ganzen dienen unserer Mission jetzt 27 Missionare, Missionar Rabis und der Arbeitsschulinspector Ziegeschmann sind zur Zeit auf Urlaub in der deutschen Heimath, während Missionar Pamperrien nach dreizehnjähriger Arbeit in Indien in diesem Jahre zu einem Erholungsurlaub nach Europa kommen wird. Im Missionsseminar zu Leipzig befinden sich zur Zeit 15 Zöglinge und zwar je fünf in jeder der drei Klassen, in die unterste wird in Kurzem ein sechster eintreten. Zwei Candidaten der Theologie stehen im Begriff, sich für den Dienst unserer Mission ausbilden zu lassen. Unsere Missionsgemeinden in Indien haben im vergangenen Jahre ihre zweite Synode gehalten. Ein erfreuliches Zeichen ihres inneren Wachstums bildet die gesteigerte Opferfreudigkeit. 5200 Rupien, also über 10,000 Mark, sind von den Gemeinden für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufgebracht worden. Aber freilich auch an betrüblichen und zur Buße reizenden Erfahrungen mangelt es nicht. Wohl wurden 207 Heiden getauft, aber 191 Christen sind in's Heidenthum zurückgefallen. Wir verstehen die Möglichkeit solches Abfalles als eine Folge der furchtbar schweren Versuchung, die an die meist ganz armen Neulinge im

Christenstande durch den schrecklichen Haß des Heidenthums tausendfach drohend und lockend herantritt, aber wir fühlen uns durch diese traurigen Thatfachen auch züchtigt und gedemüthigt. Einer Zahl von 106 Uebertritten zu anderen Con-
fessionen, namentlich zu den Römern, steht eine solche von 149 Tamulen gegenüber,
e aus anderen Confectionen, zu der unseren übergetreten sind. Die Gesamt-
nahme unserer Mission, einschließlich des Massenbestandes von 26,119 Markt, be-
ug im Jahre 1890 350,483 Markt, eine Summe, die bisher noch nicht erreicht
orden. Aus der Menge der Gaben sei hervorgehoben ein Legat von 20,000 Markt
nd das Opfer der selbst so hart bedrängten Glaubensbrüder in Rußland-Polen im
Gesamtbetrage von 27,311 Markt. In demselben Verhältniß, in welchem die Ein-
ahmen wachsen, steigert sich freilich auch das Bedürfniß, so daß wieder nur ein
assenbestand von 26,000 Markt geblieben ist. Allein die Ausendung der fünf
Missionare und der mit ihnen ziehenden Lehrerin erfordert eine Summe von circa
5,000 Markt.

Die Disciplinaruntersuchung gegen P. Ziegler soll, wie es nun heißt, nicht
egen der Broschüre über den historischen Christus eingeleitet sein, sondern weil
erselbe vor einiger Zeit in Breslau über Egidys „Ernst Gedanken“ einen Vortrag
erhalten hat „mit Angriffen und Beschuldigungen gegen das bestehende Kirchen-
egiment“. Hierzu bemerkt die „Hannov. Past.-Corr.“ mit treffender Ironie: „Ja,
as Kirchenregiment ist allerdings auch wichtiger als der historische Christus“ —
vonn anders dies Ironie ist. Denn: Geben sich nicht alle, die noch in den gegen-
wärtigen Staatskirchen bleiben, damit wenigstens den Schein, als sei auch ihnen
as Kirchenregiment wichtiger als der historische Christus? (Freikirche.)

Wismann ist seit einigen Tagen in Berlin eingetroffen. Sein Gesundheits-
stand soll ein guter sein. Auf der Heimreise von Ostafrika hat er dem Papste
inen Besuch abgestattet und dessen Dank für sein bekanntes Lob der katholischen
Mission erhalten. (P. a. S.)

Industrie und Bußtag. Welche Noth in Deutschland die Bestimmung eines
gemeinsamen Bußtages macht, darüber läßt sich das „Sächs. Kirchen- und Schul-
blatt“ also aus: Der Kampf um den einheitlichen Bußtag wogt noch immer hin
und her, ohne daß es zu einem Beschlusse kommen kann. Bald wollen die Gewerbe-
sammlern, in denen man Zeit für zwei Bußtage in Sachsen in unserer arbeits-
hastigen und doch wieder an weltlichen Festfeiern so reichen Zeit nicht zu haben
meint, den einen Bußtag in der Passionszeit weg haben, obwohl Sachsens Industrie
bisher trotzdem in die Höhe gegangen ist und obwohl in Folge der americanischen
Kinleybill nicht gerade günstige Zeiten für die sächsische und deutsche Industrie zu
kommen scheinen (der Geschäftsgang in der Textil- und Weißwaarenindustrie ist
zur Zeit trostlos); bald ist es der größte deutsche Staat, Preußen, der zunächst
über einen einheitlichen Bußtag für seine nach und nach gewonnenen und daher
zum Theil mit verschiedenen Bußtagen versehenen Provinzen mit Einführung eines
einheitlichen preußischen Bußtages vorgehen müßte, aber ihn trotz der Vorschläge
im Abgeordnetenhanse für Ende oder Anfang des Kirchenjahres nicht finden kann;
bald kann man sich über den Monatstag dazu, ob Frühling oder Herbst, nicht
einigen, bald nicht über den Wochentag, ob Mittwoch, wofür die Industriellen als
weniger die Arbeit störend sind, oder Freitag, wofür alle Kirchlichgesinnten als den
Todestag Christi sind; bald ist es die römische Kirche, die störend eingreift, weil
sie wegen des Allerseelentages und anderer Feiertage nicht zu der oder jener Zeit
wieder einen Feiertag haben und einen solchen mit den Evangelischen nicht zu-
sammen feiern möchte, die man aber vollends heutzutage auch hier respectiven und
hören zu müssen glaubt. Es ist ein trauriges Schauspiel, um so trauriger, je hin-

dernder die verschiedenen Bußtage an den Grenzen wirken; je sinnloser ihre Wahl zum Theil ist, z. B. in Württemberg 12. Juni, also mitten in der Freudenzeit der Natur“ (!), „dann auch wieder beeinträchtigt durch das in gewissen Jahren in diesen Monat fallende römisch-katholische Frohnleichnamfest; je leichter bei gutem Willen die Einigung auf den letzten Freitag im Kirchenjahre wäre, nach Vorgang in Sachsen, wo dieser Tag ohne alle Störung der Industrie seit Jahrzehnten zum großen Segen und unter großer Theilnahme als Bußtag gefeiert wird, ohne Rücksicht dann auf die römisch-katholische Kirche, die ja so für das einige deutsche Kaiserreich“ (wie hängt denn das mit dem Bußtage zusammen?) „sonderliche Sympathien nicht hat. Fast kommt einem die Furcht bei, daß zuletzt Gott der Herr vom Himmel herunter ein Wörtlein dazu sprechen und die Deutschen durch Gerichte auf einen gemeinsamen Bußtag hinweisen werde.“ (!)

Mensuren und Duelle. Wir lesen im Blatt „Unter dem Kreuze“: Ueber „Mensuren und Duell“ stellt auch die „Niederf. Ztg.“ aus bekannter Veranlassung (weil der deutsche Kaiser kürzlich die Mensuren verherrlicht hat. „L. u. W.“) eine längere Betrachtung an. Nachdem dort uns schon Bekanntes mitgetheilt ist, lesen wir weiter Folgendes: „Wie vor bald zweihundert Jahren ein Hohenzoller das Duell auszurotten verstand, beweist ein Duellmandat König Friedrich Wilhelms I. vom 28. Juni 1713 in Erneuerung eines unter dem 6. Juni 1688 ergangenen. Der Eingang dieses Duellmandats lautet: „Nachdem der große und mannigfaltige Schaden der Duelle bemerkt worden, wird Folgendes festgesetzt: Art. 1. Jeder muß dem Anderen die gebührende Achtung erweisen und ihn nicht vorsätzlich beleidigen. Art. 2. Wer beleidigt zu sein glaubt, darf sich nicht eigenmächtig rächen. Art. 3. Doch steht es jedem frei, sich zu wehren, wenn er angegriffen wird. Art. 4. Kein Krieger- oder Civilbedienter und kein Student u. s. w. soll jemand herausfordern oder eine Forderung annehmen, sondern bei der gehörigen Obrigkeit Beistand und Genugthuung suchen.“ Die folgenden Artikel enthalten Strafandrohungen: „Wer jemand herausfordert — und es findet kein Duell statt, wird abgesetzt und muß Geldstrafen an milde Stiftungen zahlen und drei Jahre sitzen. . . . Der Geforderte darf sich nicht stellen, sondern muß Anzeige machen. Annahme der Forderung wird wie diese bestraft u. s. w. Duellanten werden mit acht bis zehn Jahren Festung, die ersten beiden Jahre mit Wasser und Brod, Amtsentsetzung und Entziehung der Einkünfte auf jene Zeit bestraft. Wer im Duell todt bleibt, wird vom Schinder eingescharrt, wenn er vom Adel war, sonst zur Warnung aufgehängt. Der adelige Mörder wird mit dem Schwerte hingerichtet, der nicht adlige an den Galgen gehängt.“ Besonders interessante Artikel folgen noch wegen der Herren Studiosi, ferner über die Form der Abbitte und über die Strafen der Prügeleien. Die trunksüchtigen Hausbolde kommen etwas besser fort, wenn sie sich nicht etwa vorsätzlich betrunken haben. Die letzten beiden Artikel endlich lauten: „Art. 15. Dieses Edict ist jedermann durch öffentliche Anschläge bekannt zu machen. Art. 16. Wir versprechen bei unserem königlichen Wort, daß wir die Strafen genau vollstrecken lassen und niemandem durch die Finger sehen, noch Gnade und Pardon ertheilen wollen, der dagegen handelt. Daher soll niemand in solchen Fällen eine Fürbitte einlegen. . . . Auch über die, welche über dieses Edict Glossen machen und schieß urtheilen, soll streng verfahren werden.“ Die „Niederf. Ztg.“ schließt: „Da Friedrich Wilhelm verboten hat, Glossen zu machen, wollen wir uns auch deren enthalten.“ — Wir eignen uns diesen Schluß an, fügen aber nur zur Vergleichung von einst und jetzt die folgende Notiz bei, die wir zufällig in derselben Nummer der „Niederf. Ztg.“ lesen: „Nordhausen, 14. Mai. In der heutigen Sitzung der Strafkammer wurde der hiesige Rechtsanwalt (also ein Mann des Rechts!) Senger wegen

ausforderung zum Zweikampf mit tödlichen Waffen zu zwei Monaten und sein Stellträger Gerichtsaffessor (also auch ein Mann des Rechts!) Müller hier zu zwei Jahren Festung verurtheilt u. s. w.“ — Also ein st: drei Jahre sitzen nebst Amtsverlust und Geldstrafen und jetzt: zwei Monate Festung.

Das arme Latein! Für die Lösung der Preisaufgabe der evang.-theologischen Fakultät der Universität Breslau hat der Kultusminister zum ersten Mal den Gebrauch der deutschen (statt der lateinischen) Sprache zugelassen. (N. G. L. R.)

Ein römischer Priester über das „Wallfahren“. In der „Deutschen Ev. Kztg.“ lesen wir: „Man schreibt den ‚Basler Nachrichten‘ unterm 12. Juni: Noch nie seit Menschengedenken hat das ‚Wallfahren‘ so geblüht wie heuer. Ungeheure Sonderzüge bringen die ‚Pilger‘ nach den Gnadenorten, besonders nach Walldürn, das seit einigen Tagen einem Massenlager gleicht. Die Geistlichen unterstehen hinsichtlich des Beireibens einer möglichst großen Menge von ‚Pilgern‘ einer gewissen Censur, indem sie auf ihren Kapitelsversammlungen die Zahl derjenigen anzugeben haben, welche aus ihren resp. Gemeinden an den Wallfahrten theilgenommen. So ist es leicht erklärlich, daß auch Solche, die von dieser Art Religionsübung im Grunde des Herzens nichts wissen wollen, genöthigt sind, die Gläubigen herbeizutreiben. vorgestern äußerte sich mir gegenüber ein Geistlicher, der längere Zeit hindurch an einem ‚Gnadenort‘ als Kaplan angestellt war, wörtlich folgendermaßen: ‚Sie machen sich gar keine Vorstellung davon, wie es zugeht, wenn die Massen herbeizukommen. Mein Pfarrer und ich haben oft die Hände über dem Kopf zusammenschlagen über den Unfug, der da vorkommt. Die Leute wollen viel weniger beten als irgend ein Gebreite los werden oder einen sonstigen selbstjüchtigen Wunsch erfüllt sehen. In der Regel werden wir scheel angesehen, wenn nicht irgend ein ‚Sunder‘ entsteht. Aber das ist nicht das Aergste: denken Sie nur daran, daß hunderte beiderlei Geschlechts und jeden Alters in Massenquartieren übernachten müssen, daß Burschen und Mädchen Verabredungen treffen — o, ich mag gar nicht daran denken, was wir erfahren haben; aber das sage ich: wenn die Regierung wußte, wie es zugeht, sie müßte wenigstens die gleichzeitige Anhäufung solcher Massen verbieten. Ich merke, was Ihnen auf der Zunge liegt, die Frage, warum wir, die Geistlichen, diesem Wesen nicht entgegen wirken. Am ‚Gnadenort‘ selbst dürfte es absolut kein Geistlicher wagen, irgend eine abfällige Bemerkung zu machen oder auch nur im Geringsten gegen den Aberglauben anzukämpfen; er würde gesteinigt werden von den fanatischen Massen. Unter den Geistlichen im Lande gibt es ja unzweifelhaft Viele, die der Wallfahrerei mit allen Kräften Vorhub leisten — aus politischen Rücksichten, denn man will das katholische Volk in dieser Aufregung erhalten, um daselbe bei den Wahlen in der Hand zu haben als eifürige Werkzeuge. Unsereins darf da nicht mucksen; man muß herzlich froh sein, wenn man für sein passives Verhalten ungenirt bleibt und nur 35 oder 40 Jahre alt wird, bis man eine Pfarrstelle erhält. Sie wissen ja, wie alt ich geworden bin, obgleich ich mir nie etwas zu schulden kommen ließ. Man kennt in Freiburg seine Leute.“

Ueber die Ausbreitung der römisch-katholischen Kirche in Nordwestdeutschland gibt das Hamburger „Kath. Kirchenblatt für die Nordischen Missionen“ folgende Zusammenstellung. Die Stationen zählen zur Zeit rund 50,000 Katholiken und 6 Geistliche, zu welchen noch vier Missionspriester hinzugekommen sind. Die größte Mission ist Hamburg. Eine Zusammenstellung der Missionen“ (!) „ergibt Folgendes. Hamburg 20,000 Katholiken und 9 Priester, Bremen 6000 und 5, Nordostsee-Kanal 1000 und 3, Altona 5500 und 4, Kiel 3000 und 3, Bremerhaven 2760 und 2,

Schwerin 2500 und 2, Lübeck 2000 und 2, Flensburg 1600 und 2, Wandsbeck 1500 und 1, Rostock 1000 und 1, Neumünster 800 und 1. Von den etwa 50 Geistlichen gehören 12 der Diocese Münster an, 32 sind aus der Diocese Osnabrück etc.

Ueber die päpstliche Encyclica, die Arbeiterfrage betreffend, schreibt der „Ev.-Kirchl. Anz.“: Die seit Jahren durch die katholischen Blätter und Zeitschriften angekündigte „endgültige Lösung der socialen Frage durch den unschlbaren Papst“ ist sehr spät, post festum, erfolgt. Der im Cadavergehorjam erstierende Theil der Katholiken mag glauben, daß vom Papste der Stein der Weisen entdeckt, und das große Räthsel unserer Zeit gelöst sei. Die Körnchen von Wahrheit, welche sich in dem Häckel der Encyclica finden, betreffen aber so allgemein bekannte Dinge, daß man sich wundern muß, wie der Papst mit seinen Regimentern von Bischöfen und Gelehrten in aller Herren Ländern in mehr als drei Jahren kein besseres Schriftstück hat fertig bringen können. Weit entfernt, irgend einen Socialdemokraten durch daselbe zu bekehren, wird der socialdemokratischen Presse nur Stoff zur Verhöhnung der Kirche als „Beschützerin des Capitalismus“ gegeben. Spöttisch fragt die socialdemokratische Presse, warum Pius IX. in seinem absolut regierten Kirchenstaate nichts für die Arbeiter gethan, warum nicht Leo XIII. schon vor zehn Jahren die katholischen Fürsten und Bischöfe angewiesen habe, die Arbeitgeber arbeiterfreundlich zu stimmen, warum alle päpstlichen und bischöflichen Kundgebungen über die sociale Frage erst aus der Angst vor der Socialdemokratie und aus der Hoffnung, durch Verschlingung dynastischer und päpstlicher Interessen den Besitzstand zu schützen, geboren werden. Wo ist wahre, uneigennützige Liebe zu den Arbeitern? Wo wird diesen die christliche Werthschätzung und menschenwürdige Behandlung zu Theil, deren Mangel mehr Erbitterung und Unzufriedenheit erzeugt, als alle Geld- und Wohnungsnoth?

Wie man im Vatican das Sperrgeldergesetz ansieht. Der „Deutschen Evang. Anz.“ wird aus Rom geschrieben: Wie sehr unsere evangelischen Conservativen in Preußen geküßt haben, als sie dem Sirenengefang ihr Ohr liehen, das Sperrgeldergesetz sei ein Friedensgesetz, beweist die eigenthümliche Dankesquittung, welche das officiële Organ des Vaticans mit einem Leitartikel (Nr. 131) gibt, worin es heißt: Die (Sperrgelder-) Frage ist nunmehr den Rechten der Kirche gemäß gelöst, nachdem selbst die Fortschrittler wie die Conservativen unter den Protestanten die Pflicht erkannt hatten, das Unrecht wieder gut zu machen, dem die römische Geistlichkeit zum Opfer gefallen war. Der Beschluß des preussischen Abgeordnetenhauses ist ein sicheres Vorspiel anderer ähnlicher Erfolge (*preludio sicuro di altri successi consimili*!), insofern die durch Dr. Windthorst's weises Verhalten und unermüdlige Energie geschaffene Einmütigkeit der Katholiken auf dem religiösen und socialen Gebiete in ihrer ganzen Ausdehnung bestehen bleibt.“

Papistische Verherrlichung der letzten päpstlichen Encyclica. Wie geschieht Rom zu agitiren weiß, läßt sich auch daran erkennen, daß in Folge der letzten Encyclica, wie auf Commando von allen Seiten, von Bischöfen, katholischen Versammlungen und Arbeitervereinen Zustimmungsadressen kommen. Stido — sagt der Italiener. Würde denn „*Osservatore Romano*“ andere als solche abdrucken? Köstlich aber ist's, was mancher Bischof an Lobhudelei fertig bringt. Jene Encyclica, von der Professor Cremer auf der Pastoralconferenz in Berlin kürzlich richtig sagte, das Körnlein Wahrheit, was sie enthält, hat Leo XIII. von der Reformation gelernt, aber nur halb verstanden, entlockt dem französischen Bischof von Rochelle das Bekenntniß: „Von nun an wird man nirgends mehr anders das Mittel zur Herstellung des öffentlichen Friedens und zur Verbesserung der Lage der Arbeitklassen suchen; die

atholiken werden sich wie an einem festen und zuverlässigen Anker an euren Lehren klammern und in ihnen einen Schatz über alle Schätze finden; die Gesellschaft aber wird darin das Feuerzeichen sehen, das sie braucht, um wieder in die Bahn der Ordnung, des Friedens und der Größe einzulenken.“ (Deutsche Ev. Kztg.)

Frankreich und der Katholicismus. Die zwanzigste Generalversammlung der katholiken Frankreichs verlief überaus kläglich. Bei dem Eröffnungsgottesdienste waren 88 Männer und 35 Frauen zugegen, „meist dem Greisenalter angehörig“, wie die Blätter berichten. Zu den Verhandlungen fanden sich keine 500 Personen an, wiewohl berühmte Redner, wie Keller, Freppel u. A., sich hören ließen. Die großen Pariser Blätter nahmen von der „Generalversammlung der Katholiken Frankreichs“ keine Notiz. Trotzdem nannte und nennt der Papst die französische Nation „der Kirche“ (das heißt, dem Papstthum) „ergeben“. Und er hat dazu ein ewiges Recht. So wenig die tonangebenden Franzosen in Frankreich selbst sich dem Papst und „Kirche“ bekümmern, so bereit lassen sie sich meistens finden, nach außen hin „den Soldaten des Papstthums“ zu machen. Crispi hatte Recht, wenn er kürzlich die Italiener daran erinnerte, die Möglichkeit sei nicht ausgeschlossen, daß Frankreich wieder einmal Truppen zum Schutze des Papstthums in Italien lande.

F. P.

Frankreich und das Papstthum. Der „Osservatore Romano“, das offizielle Organ des Vaticanus, schrieb kürzlich: „Nach innen wie nach außen hat Frankreich immer einen aufrichtigen Allirten, einen herzlichen Freund, nämlich die römische Kirche (lies: Papst), welche in der Stunde der allgemeinen Verlassenheit mehr als je ihrer erstgeborenen Tochter Herz und Hand entgegenstreckt, diesem Frankreich, das einst ihr Schild und Arm unter christlichen Königen war und mehr als je wieder ein wird unter dem Geiste seines immer großen und starken, weil immer glühend christlich gesinnten und ritterlich edelmüthigen Volkes.“

Ueber die McAll-Mission in Frankreich wird der „Deutschen Ev. Kztg.“ aus Paris Folgendes geschrieben: Die McAll-Mission hat in Paris und ganz Frankreich bedeutende Fortschritte gemacht. Noch vor wenigen Jahren waren nur die Außenlinien von Paris wie mit Missionsforts umgeben, während das Centrum unberührt blieb. Das ist innerhalb der letzten sechs Jahre anders geworden. Da ist auch das Centrum von Paris mit Stationen besetzt worden. Diese vier Plätze im Mittelpunkt der Hauptstadt müssen für die großen Volksmengen weit größer sein, als die in den Vorstädten, sie sind bei Tag und Abends offen. Das kostet natürlich mehr Kraft und Geld als bei den kleinen Hallen, bringt aber auch größeren Gewinn. Das Verlangen nach geistlicher Erkenntniß wächst in den großen Massen. Die Ansichten über den Protestantismus ändern sich bei dem Publikum. Viele, die früher schon den Namen „Protestant“ nur mit Abscheu hörten, kommen jetzt, um die protestantischen Pastoren in den großen Volksversammlungen zu hören. Die Ansprachen können jetzt länger sein als früher. Es bedarf weniger Abwechslung, um sie anziehend zu machen. Ein Redner genügt jetzt, wo früher drei bis vier nöthig waren. Gegenwärtig zählt die McAll-Mission 41 Hallen mit 8200 Sitzen in oder bei Paris; 87 Hallen mit 10,500 Sitzen in 52 Städten; Summa: 128 Hallen mit 18,700 Sitzen. In diesen Hallen werden allein 11,000 Versammlungen für junge Leute gehalten, ohne die Kinderversammlungen und die besonderen für Frauen und Mädchen mitzuzählen.

Die Opiumproduction und der Opiumhandel sind im englischen Parlament Gegenstand der Verhandlungen gewesen und haben zu dem Beschlusse geführt, daß in Indien nur so viel Opium erzeugt und von der Regierung verkauft werden soll, als für medizinische Zwecke nothwendig ist. Ob das Oberhaus diesem Beschlusse

zustimmt, ist noch keineswegs sicher. Aber auch wenn es geschieht, so wird dieser Beschluß wohl keine allzuschweren Folgen für die Kasse der indischen Regierung haben, die jährlich etwa \$12,000,000 aus dem Opiumhandel zieht, denn sie wird im eigenen Geldinteresse den medizinischen Bedürfnissen so liberal als möglich entgegenkommen. Außerdem gilt nur China als das Land, wo Opium anders als für medizinische Zwecke verbraucht wird. Alles sonst wohin ausgeführte Opium wird von dieser Maßregel nicht berührt. Von dem Umfang des Opiumhandels und Verbrauchs kann man sich nur schwer eine annähernd richtige Vorstellung machen. Im Jahre 1890 wurden in die Vereinigten Staaten eingeführt 380,621 Pfund rohes Opium, 58,982 Pfund zum Rauchen präparirtes Opium und 19,953 Unzen Morphinum. Außerdem wird berichtet, daß der Betrag des geschmuggelten Opiums im Jahre 1889 auf 800,000 Pfund geschätzt wurde. Die letztere Schätzung kann vielleicht übertrieben sein, aber auch für den Fall, daß sie es wäre, ließe es sich doch schwer beweisen, daß jährlich etwa eine Million Pfund Opium in Folge ärztlicher Verordnungen verbraucht werde. Dabei ist wohl schwerlich anzunehmen, daß die Vereinigten Staaten das einzige Gebiet seien, in welchem der Verbrauch von Opium sich in den letzten Jahrzehnten so bedeutend gesteigert hat. Trotzdem verbrauchen alle diese Länder das Opium nach Auffassung des englischen Parlamentes nur zu medizinischen Zwecken, während es eben nur in China und von den Chinesen zur Berausung mißbraucht werden soll.

(Theol. Zeitschr.)

Statistisches über die Mission in Japan. So weit es sich statistisch nachweisen läßt, waren die Erfolge der Missionsarbeit in Japan im Jahre 1890 folgende: Die Zahl der Missionare (männliche und weibliche) war von 514 auf 533 gestiegen, die der Plätze für die regelmäßige Predigt des Evangeliums von 1069 auf 1402; 27 Kirchen sind neu organisiert; 4554 neue Mitglieder sind den christlichen Kirchen beigetreten, so daß jetzt 387 Kirchen mit 36,256 Mitgliedern zu zählen sind. Die Zahl der eingeborenen Pastoren und Evangelisten, wie der Schüler verschiedener Grade, ist dieselbe wie im Vorjahre geblieben. Die höheren Schulen und Colleges für beide Geschlechter wurden von 7780 Schülern besucht. Eine große Anzahl derselben bereitet sich vor, um an der Evangelisation ihrer Volksgenossen mitarbeiten zu können. Neben dem eigentlichen Evangelisationswerk geht die Ausbreitung des Evangeliums durch die Presse, durch Unterstützung der Armen, Erziehung und Ausbildung unbemittelter junger Leute u. s. w. ihren stillen, aber gesegneten Gang.

(Deutsche Ev. Rztg.)

Nekrologisches. Am 1. Juli starb, 73 Jahre alt, Pastor Behrends in Prädikow, Prov. Brandenburg. V. gab eine Reihe von Jahren die „Monatsschrift für die ev.-luth. Kirche Preußens“ heraus. — Am 27. Mai starb zu Majaweram, Indien, der Leipziger Missionar Winkel. W. war erst 29 Jahre alt und seit 1885 in Indien. Im Leipziger „Missionsblatt“ ist bemerkt: „Er hätte nun eben anfangen können, den Heiden recht zu predigen.“ — Am 8. Juni starb in Careggi bei Florenz Carlo Maria Curci, der namentlich in den achtziger Jahren viel genannte frühere Jesuit (geb. zu Neapel 1810). Großes Aufsehen erregte er besonders durch seine späteren Schriften gegen die weltliche Herrschaft des Papstes. Vor seinem Tode hatte er sich „mit der Kirche versöhnt und ist mit den Sterbesacramenten versehen worden“. Schon vor einiger Zeit hatte er in einem Schreiben an den Jesuitengeneral die Bitte ausgesprochen, wieder in den Orden aufgenommen zu werden, und zu dem Zweck seine Gelübde erneuert.

(A. C. L. R.)



